



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 4.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

April 1887.

Inhalt: Der Kampf des Schismas in der Bukowina. — Der Kongo einst und jetzt. (Fortsetzung.) — Der hl. Franz Xaver in Japan. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: China; Armenien; Vorderindien; Aequatorial-Afrika; Südafrika. — Miscellen. — Für Missionszwecke.

Der Kampf des Schismas in der Bukowina.

(Mitgetheilt von P. A. Arndt S. J.)

Nördlich von Galizien, den Uebergang bildend zu Rumänien, liegt das seit 1777 zu Oesterreich gehörige Kronland Bukowina. In der Hauptstadt Tschernowiz residirt ein schismatischer (griechisch-orientalischer) Erzbischof, während die katholische Bevölkerung des Landes zu den Erzbischofen Lemberg lateinischen, griechischen und armenischen Ritus gehört. Die religiösen Beziehungen unter den Bekenntnissen sind durch Regierungserlasse aus den Jahren 1861 und 1868 auf das Genaueste geregelt. Um so mehr Aufsehen mußte es erregen, als am 20. Juni (2. Juli) 1885 ein Schriftstück in Tschernowiz im Drucke erschien, das den Titel trug: „Apologie der orthodoxen griechisch-orientalischen Kirche der Bukowina“ und die Unterschriften des Erzbischofes und seines Consistoriums aufwies. Wer hatte den Frieden gestört? wer die orthodoxe Kirche in der Bukowina angegriffen? Wegen wen ward die Hilfe der Polizei und der Staatsgewalt angerufen? Es waren der hochwürdigste Herr Erzbischof Felinski (s. Missionen 1886, S. 145) und die Jesuiten gewesen. In der That, hat nicht der hochwürdigste Herr sich in Tschernowiz ein Haus als Eigenthum erworben? Muß man nicht also daraus schließen, daß er daselbst ein Bisthum zu gründen gedenkt? Halten nicht die Jesuiten Missionen für ihre Glaubensgenossen, wollen also Propaganda treiben? Das sind die Hauptbeschwerdepunkte der Apologie, zu denen noch der eine hinzukommt, daß der hochwürdigste Herr Erzbischof von Lemberg (griechisch-unirten Ritus) in einem Hirtenbriefe von den Bekenntnern der orientalis-

griechischen Kirche als von Schismatikern gesprochen hat¹. Die wahre Bedeutung der Apologie ist ein Schmerzensschrei, daß die Ausbreitung des Schismas ein Hemmnis gefunden.

Die Bukowina gehörte einst zu der römischen Provinz Dacien. Nach der Völkerwanderung verblieben besonders Slaven und Magyaren daselbst. Bereits im 13. Jahrhundert war Sereth ein Bischofsstz, dessen erster Oberhirt 1228 aus Gran dorthin entsandt war. Als erster Titularbischof von Sereth wird ein Franziskaner des Krakauer Conventes genannt, Andreas Jastschenbiez, der Beichtvater der Königin Elisabeth von Ungarn war. Noch vier andere Bischöfe folgten ihm auf dem Bischofsstuhl von Sereth, bis 1403 der Sitz des Bischofs mit Erlaubniß des Heiligen Stuhles nach Baka übertragen ward. Im 14. Jahrhundert stiftete Dragosch, Sohn des Bogdan, nachdem er die Tataren aus der Bukowina vertrieben, ein eigenes Reich Multan (Muntan, Montan — Moldau); indeß waren die Wojwoden nie unabhängig, sondern erkannten bald Polen, bald Ungarn als Herren an. Mit Dragosch kam 1382 das Schisma in die Bukowina. Seit 1482 stand die Bukowina unter der Schutzherrschaft der Türkei, die sie im Jahre 1777 an Oesterreich abtrat. Zu der mit dem Römischen Stuhle vereinten Bevölkerung und den Schismatikern waren unter Alexander dem Guten († 1432) damals von den Türken hart

¹ Ein anderer Klagepunkt, die Ansiedelung von Ursulinerinnen, hat bereits sein Fundament verloren.

bedrängte Armenier hinzugekommen, da 3000 Familien derselben dort sich angesiedelt hatten. Der Kanzler des Helzenkönigs und frommen Katholiken Stephan Bathory († 1586) nahm sich derselben an, als später in der Bukowina Verfolgungen von Seiten der Schismatiker ausbrachen, und erzwang das Zugeständniß voller Freiheit der katholischen Kirche. Damit war für den Papst die Möglichkeit gegeben, dem Bisthum von Baka, das fast das ganze Jahrhundert hindurch wegen der beständigen Unruhen unbesezt geblieben war, wieder einen Oberhirten zu geben. 1599 ernannte Clemens VIII. den Dominikaner Bernardin Querini zum Bischof der Diocese, die damals 10 704 Seelen zählte. Mit Dominicus Karvostezki, der 1788 in Sniatyn starb, wohin Benedict XIV. 1751 den Bischofsitz übertragen, endet die Reihe der Baka'schen Bischöfe, die Polen entsandte. Joseph II. hob das Bisthum auf, für das König Stanislaus August von Polen bereits einen Candidaten ernannt hatte. Vom türkischen Joche befreit, konnten die Christen endlich frei aufathmen, und in den wenigen Jahren 1777—1786 entstanden unter der Verwaltung der österreichischen Kriegsbehörden zwölf neue Kirchen, zu denen zur Zeit der Verbindung der Bukowina mit Galizien, d. h. bis 1849, nur noch neun hinzukamen. — Sehn Völker haben ihre Vertreter in der Bukowina. Der Süden und Südosten der Bukowina ist besonders von Rumänen bewohnt, obwohl es kaum einen Bezirk im ganzen Ländchen gibt, dessen Bevölkerung nicht gemischt wäre. Die Deutschen haben zum Theil ihre abgesonderten Colonien, wie Rosch, Mischesti, Richtenberg, Schwarzhthal u. s. f.; die Ungarn, die unter Joseph II. sich durch Zuzüge zahlreich vermehrt haben, sind besonders in Habitsalva, Stenssegits, Andreasfalva u. s. f. ansäßig. Unter Joseph II. sind auch die Lipomanen, eine russische Secte, eingewandert, die zur Zeit in Fontina alba, Mihodra und anderen Orten wohnen. Die Armenier sind besonders zahlreich in Sutschow und Wischnitz, während Polen durch das ganze Land zerstreut, indeß in Tschernowiz am zahlreichsten sind. In der Nähe der Glashöfen findet man Slowaken, auch Zigeuner haben mehr als hundert feste Ansiedlungen. Die Deutschen in den größeren Städten sind fast sämmtlich katholisch, während die Colonien dem Augsburgischen Bekenntniß angehören, welches auch dasjenige der Magyaren ist.

Im Jahre 1875 gab es 43 474 Deutsche, zu denen der Sprache nach noch 51 617 Juden gehörten, dann 9238 Ungarn, 3260 Lipomanen, 1087 Slowaken und etwa 10 307 Angehörige anderer Nationen. Zur Zeit zählt die Bukowina 571 671 Seelen. In Tschernowiz residirt der schismatische Metropolit, dem die Bisthümer Zadar (63 691 Seelen), Cattaro (26 188 Seelen), Budapest (19 447 Seelen) untergeben sind. Die orientalisches-griechische Erzdiocese Tschernowiz zählt 218 Pfarochien mit ebenso vielen Pfarrern und 57 Vicaren, wozu noch 3 Basilianerklöster kommen mit 37 Insassen. 1785 hob Joseph II. 21 andere schismatische Klöster auf. Die unirten Armenier (756) haben 2 Pfarrer, die nichtunirten einen, der von dem constantinopolitanischen Erzbischof abhängt, die Protestanten 5 Pastoren, die Lipomanen einen Bischof, 3 Priester, sowie ein Kloster, das 12 Mönche und 10 Nonnen zählt. Die Lateiner haben 25 Pfarochien mit 63 869 Seelen, die unirten Ruthenen 16 Pfarreien mit 16 400 Seelen.

Seit einiger Zeit ist die Zahl der Katholiken im Abnehmen begriffen, während das Schisma stete Fortschritte macht. In der That zählte man

	Röm. Kath.	Griech. Kath.	Armen. Kath.	Zusammen
1869	55 710	16 775	880	73 365
1885	63 869	16 400	756	81 025

Vergleicht man nun die Zunahme der Gesamtbevölkerung seit 1865 = 511 964 : 571 671, so hat zwar die Bevölkerung um $11\frac{2}{3}\%$ zugenommen, aber die Zahl der Katholiken ist nur um 10% gestiegen. Es kommt dieß nun keineswegs auf Rechnung von Einwanderungen, sondern Ursache ist, daß das Schisma um sich greift. Wohl ist dieß in verschiedenen Orten verschiedenartig der Fall, je nachdem dieselben von dem Sitze des nächsten katholischen Priesters entfernt sind u. s. f.; indeß wie furchtbar selbst in Gemeinden, die keineswegs verlassen sind, der Abfall um sich greift, davon bietet die Pfarrei Waskowiza ein erschreckendes Beispiel. Vor 29 Jahren zählte die Gemeinde 2500 Unirte, heute nur noch 200! In den Jahren 1883 bis 1885 änderten 100 Personen ihr Bekenntniß; davon traten zur katholischen Kirche 38 zurück, während sich dem Schisma 62 angeschlossen!

Wie in vielen Ländern, so sind auch in der Bukowina die Mischehen eine Quelle des Abfalles. Die Töchter der Schismatiker stehen leider in einem so schlimmen Rufe, daß jeder besser Denkende eine Katholikin zu heirathen sucht. Verlangt diese die Einsegnung der Ehe in der katholischen Kirche, so setzt der Pope alles daran, dieß zu vereiteln oder wenigstens zu erreichen, daß auch sein Segen erbeten wird; denn in diesem Falle gilt die Ehe als schismatisch. Muß der katholische Priester ferner stets gewissenhaft nach allen bestehenden Ehehindernissen forschen, verlangt er zudem gewisse Zeugnisse, ohne die er kein Aufgebot vornimmt, so erklärt der Pope hingegen den Brautleuten, daß er ohne alle diese Weitläufigkeiten die Ehe einzusegnen bereit ist. So kommt es denn, daß viele, die ohnehin in dieser so überaus gemischten Bevölkerung nur schwach noch mit der Kirche zusammenhängen, derselben ganz verloren gehen. Ja, es ist selbst bisweilen vorgekommen, daß man Brautleute auf dem Wege zur katholischen Kirche anhielt und mit Gewalt in die schismatische Kirche führte.

Raum ist ein Kind geboren, so sucht der Pope dasselbe, auch wenn es einer rein katholischen Familie angehört, für das Schisma zu gewinnen. Die Hebammen sind in fast allen Dörfern orientalischen Bekenntnisses und haben außer der Wissenschaft ihrer Kunst nicht die geringste Bildung. Um durch sie die Kinder zur Taufe zu erlangen, haben die Popen in sehr vielen Gemeinden ein Mittel eingeführt, das man nur als Aberglauben zu bezeichnen vermag. Nach der Verrichtung ihrer Functionen muß die Hebamme in der Kirche erscheinen, wo der Pope Gebete über sie spricht, ähnlich wie in der katholischen Kirche die Wöchnerinnen selbst gesegnet werden. Diese Gebete nicht über sich sprechen zu lassen, so belehren die Popen die Ammen, heiße eine Todsünde begehen; indeß seien sie nicht im Stande, dieser „Reinigung“ sich würdig zu unterziehen, brächten sie nicht das neugeborene Kind zur Taufe. Mit allen Mitteln also sucht die Hebamme es zu erlangen, daß sie das Kind in die schismatische Kirche tragen darf, und leider gelingt ihr dieß nur zu oft, dank der ungenügenden religiösen Bildung der Leute. Will in einer Mischehe der Vater des Kindes die Taufe von Seiten des Popen nicht zugeben, so läßt dieser zur Strafe die Mutter nicht zur Osterbeichte zu. Ja, bei den meisten Popen ist es Sitte geworden, ganz ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften, jedes Kind aus gemischten Ehen in ihre Matrikeln einzutragen und die Erziehung im Schisma

zu fordern. Manchmal ereignet sich infolge dessen die ergötzliche Scene, daß in den der Regierung eingereichten Geburtslisten ein und daselbe Kind zwei verschiedenen Bekenntnissen angehört. So nahm die schismatische Pfarochie in Zpas bald um 100 Seelen zu, während der schismatische Pfarrer in Paniez, wo etwa 300 Katholiken sind, lange Zeit die lateinischen Kinder taufte.

So viel indeß den Popen auch daran liegt, die Zahl ihrer Schäflein zu vermehren, so wenig bemühen sie sich, dieselben wahrhaft zu erziehen. Politik, Herrschsucht, Aberglaube, dieß sind in vielen Fällen die offen ausgesprochenen Beweggründe alles Thuns, und das Resultat solchen Treibens ist geistlicher Tod, Indifferentismus, moralischer Untergang. Wo sähe man je in einer katholischen Kirche die Branntweinflasche herumgehen und Leute sich daraus während des Gottesdienstes zutrinken? Wo würde bei den Katholiken den Verstorbenen noch eine Flasche Branntwein unter den Kopf gelegt? Oder wo wäre es bei den Katholiken Sitte, daß auf dem Kirchhofe, nachdem kaum der Sarg in das Grab gesenkt worden, der Pope das erste Glas Branntwein aus der mitgebrachten Flasche in Empfang nähme, und an der geweihten Stätte ein Trinkelgelage begänne? Am schlimmsten ist es mit dem Trinken an Sonn- und Festtagen, als ob diese Tage der Unmäßigkeit geweiht wären. Ja, wer sollte es für möglich halten, die Unwissenheit in Sachen der Religion geht so weit, daß es Leute gibt, die keinen Gott kennen und nie ein Gebet gesprochen haben. Vor Kurzem wurden zwei junge Leute vom Gerichte zum Tode verurtheilt, weil sie mit kaltem Blute den eigenen Vater ermordet hatten. Beide bekannten sich als Angehörige der orientalischen Kirche, und doch wußten beide von Gott und von Gebet nichts. Statt des Glaubens waltet selbst bei den Popen der Aberglaube vor. Als 1865 eine große Trockenheit herrschte, ließ der schismatische Pfarrer von Karajusch den

Leichnam eines Bauern ausgraben und in den Pruth werfen, da dieß das einzige Mittel sei, Regen zu erlangen. Der Pfarrer in Schubrajez hält jährlich Gebete ab über einen Birnbaum im Felde, in den einst der Blitz eingeschlagen hat; denn dort sitzt, sagt er, der Teufel. Ein anderer Pfarrer steht in jeder Krankheit einen Teufel, den er dann für reiche Spenden austreibt.

Zwar hat die österreichische Regierung zur Hebung des schismatischen Clerus die Universität Tschernowiz gegründet; indeß ist es, wie Obenstehendes beweist, mit dessen Bildung in vielen Fällen noch nicht allzu wohl bestellt. So sah sich denn der Metropolit Dr. Sylvester Morariu-Andriewitsch vor Kurzem veranlaßt, in einem Hirtenbriefe seinen Clerus aufzufordern, er möchte endlich einmal sich etwas ausbilden, Bücher zu lesen beginnen, auch wohl auf eine Zeitung abonniren u. s. f. Tschernowiz ist in der That viel mehr für die Rumänen der Sitz der Bildung und Wissenschaft, als für ihre Stammes- und Glaubensverwandten in der Bukowina. Besuchen doch von allen schulpflichtigen Kindern nur etwa 12% die Schule. Nach Rumänien schauen deßhalb auch die Blicke der schismatischen Intelligenz, während in Bezug auf den Occident allgemein die Mahnung des Erzbischofes an seinen Clerus gilt: „Enthaltet euch jeglichen Verkehrs und noch viel mehr jeder Freundschaft mit Katholiken“ (Hirtenbrief vom 24. Juli 1885).

Unter ungeheuren Schwierigkeiten ist es soeben gelungen, in Tschernowiz eine Missionsstation für die Jesuiten einzurichten. Zur Zeit residiren dort in eben dem Hause, das zuvor dem Herrn Erzbischof Felinski, jetzt dem Grafen Hompesch gehört, zwei Patres; aber die ungeheuersten Anstrengungen sind seitens des Metropoliten gemacht, sie wieder fortzubringen. Mehrmals schon war in den wenigen Wochen ihres dortigen Aufenthaltes ihre Stellung schwankend geworden, da auch die Stadtbehörden keine günstige Stellung einnahmen. Sollte diese Mission zu Falle kommen? Das wolle Gott verhüten.

Der Kongo einst und jetzt.

(Fortsetzung.)

7. Die Königin von Matamba.

An das Königreich Kongo und die portugiesische Colonie von Angola grenzte das Gebiet von Matamba, welches von einem wilden Stamme Menschenfresser, von den Jagas, bewohnt wurde. In beständigen Kriegen beunruhigten diese unbändigen Horden das Nachbarland von Kongo und Angola, fegend und brennend, mordend und raubend, und schleppten Hunderte armer Gefangenen mit sich als Schlachtopfer für ihre grauenhaften Gastereien. Wiederholt melden die alten Missionsberichte von den Einfällen der Jagas und von den Kriegszügen, welche die Könige von Kongo gegen dieselben unternahmen. Die beiden Kapuziner P. Bonaventura von Correglia und P. Franciscus von Bejas, welche im Herbst 1648 die Mission von Ovando übernommen hatten, fielen den Jagas in die Hände und wurden in Ketten in das Lager der Kannibalen geschleppt. P. Jlg beschreibt das Grauen, das die Missionäre beim Anblicke der zertheilten menschlichen Gliedmaßen erfüllte, welche von den Wilden unter gräßlichem Jubel an Stangen und Stöcken als Beute einhergetragen wurden. Natürlich erwarteten die beiden Kapuziner kein anderes Schicksal; allein wider alles Hoffen ließ Zinga, die Königin dieses schrecklichen Stammes, die beiden

ehrwürdigen Männer frei. Vielleicht knüpfte sich an diese That für die Königin der Jagas die Gnade der Bekehrung.

Diese Zinga war nämlich schon im Jahre 1622 mit dem Christenthume bekannt und getauft worden. Sie war damals im Auftrage ihres Bruders, des grausamen Königs Ngolam-Bandi von Matamba, nach St. Paul von Loando gekommen, um mit den Portugiesen des Friedens wegen zu verhandeln. Bei dieser Gelegenheit hatte sie den Glauben angenommen und in feierlicher Taufe den Namen Anna empfangen. Der portugiesische Statthalter gab ihr einen schwarzen Priester mit, daß auch ihr Bruder und dessen Volk sich bekehre. Ngolam-Bandi verachtete aber den schwarzen Missionär, nannte ihn den Sohn seiner Sklavin und wollte von ihm keinerlei Bekehrung annehmen; doch sandte er seine beiden anderen Schwestern ebenfalls nach St. Paul von Loando, um sie dort unterrichten und taufen zu lassen. Im Jahre 1627 starb Ngolam-Bandi durch Gift, und jetzt ließ sich seine Schwester von Herrschsucht verleiten, ihrem Glauben zu entsagen; feierlich schwor sie das Christenthum ab, besprengte die Fetischbilder mit Menschenblut und gewann so die Neigung der kriegerischen Jagas, welche sie als Königin von Matamba anerkannten. Mit der Wuth, welche in dem bösen Gewissen der Abtrünnigen ihre Wurzel hat, ver-

folgte sie von jetzt an die christliche Religion und bot alles auf, die alten grausamen und unsittlichen Götzenopfer und Volksgebräuche neu zu beleben. Sie wälzte sich im Pfuhe aller Laster, so daß es schwer zu entscheiden ist, ob Sittenlosigkeit oder Grausamkeit der Grundzug ihres Charakters war. Von den vielen Männern, mit denen sie sich vermählte, starb fast keiner eines natürlichen Todes; von ihren Blutsverwandten verschonte das herrschsüchtige Weib nur die beiden getauften Schwestern. Als einer ihrer Unterthanen ihr solche Grausamkeiten vorzuwerfen wagte, ließ die Furie zuerst dem unschuldigen Knäblein des ungebetenen Mahners das Haupt abschlagen und dann den Vater selbst niederhauen. Bei der Todtenfeier ihres Bruders ließ sie 60 Menschen beiderlei Geschlechts als Todtenopfer hinhäcslachten. Kinder mordete sie eigenhändig und riß

ihnen das noch zuckende Herz aus der Brust, um es zu verzehren. Ihre Rachsucht war schrankenlos, wegen einer Beleidigung ließ sie einen Unterhåuptling und 237 Menschen aus dessen Sippe grausam hinwürgen. Solche und ähnliche Unthaten berichtet uns P. Johannes Antonius Cavazzi von Montecuccolo, dessen sich Gottes Barmherzigkeit zur Bekehrung der in Lastern ergrauten Sünderin bediente. Diese denkwürdige Bekehrung wird von den alten Kapuziner-Missionären also erzählt¹.

Im Jahre 1650 plünderten die Jagas auf einem ihrer Streifzüge das Gebiet von Dombi. Einer der Neger raubte auch ein Crucifix. Als der Anführer der Bande dieses Beutestück sah, ergrimnte er und befahl, dasselbe in dem Walbe, durch den sie zogen, wegzuworfen. In der darauf folgenden Nacht



Ruine des Kapuzinerklosters zu San Salvador.

soll er aber eine laute und gebietende Stimme gehört haben, welche ihm befahl, das Crucifix wieder aufzusuchen und der Königin von Matamba zu bringen. Erschreckt befolgte der Neger diese Weisung. Als nun Zinga das Bild des Gekreuzigten erblickte, durch dessen Blut ihre Seele einmal rein gewaschen war, erwachten heftige Gewissensbisse in ihrer Seele. Die Gnade sprach ihr mächtig zu; aber von der andern Seite erhob beim Andenken an ihre Blutthaten und Frevel die Verzweiflung ihr Haupt. Lange dauerte der Kampf; endlich siegte die Gnade, und sie entschloß sich, den Nacken dem Joch Christi zu beugen, das sie vor 28 Jahren in der heiligen Taufe auf sich genommen, aber schon lange abgeworfen hatte. Eines Tages erschien Zinga mit ungewöhnlicher Pracht vor ihrem Volke, legte einen Pfeil auf ihren Bogen und sprach: „Wer ist

so mächtig, daß er der Gewalt dieser Waffe und der Stärke meines Armes widerstehen könnte?“ Da schlug das Volk jauchzend in die Hände und schrie seiner Königin zu: „O starke und mächtigste Fürstin, niemand, niemand, niemand wird dich je überwinden können!“ Da erklärte Zinga, von heute an lehre sie zum christlichen Glauben zurück, und fragte am Schlusse ihrer Rede: „Wer unter euch wird meinen Worten widerstehen? wer mich verlassen?“ Keiner wagte, sich der gesüchteten Königin offen zu widersetzen.

Als die Nachricht von dieser sonderbaren Thronrede nach San Salvador gelangte, beschloß der Obere der dortigen Kapuziner, P. Seraphin von Cortona, unverweilt die gute Stim-

¹ Vgl. P. Zlg a. a. D. S. 309 ff.

mung Zinga's zu benützen und die Mission unter den Kannibalen zu eröffnen. Er sandte also den P. Antonius von Gaeta mit einigen anderen Brüdern in das Reich Matamba. Es gehörte gewiß großer apostolischer Muth zu dieser Sendung; denn wenn auch Zinga der Bekehrung geneigt schien, war doch ihr Volk keineswegs entschlossen, seiner thierischen Lebensweise zu entsagen, und der Königin selbst war infolge einer Streitigkeit mit den Portugiesen ihr Entschluß wieder halb verleidet. Nach zwanzigtägiger mühevoller Reise erreichte P. Antonius den Hof Zinga's; er durfte kaum eines gnädigen Empfanges gewärtig sein. „Aber bei dem Anblicke des ehrwürdigen, in der Strenge des Ordens und den Mühsalen des Missionsberufes abgetödteten Dieners Gottes bemächtigte sich eine ungeahnte Rührung der Mohrenfürstin. Thränen, vielleicht die ersten nach langer Zeit, traten ihr in die Augen, und mit tiefer Verneigung sprach sie zu P. Antonius: „Sei mir willkommen, du Diener des wahren Gottes; ich danke dir, o frommer Priester, daß du mir, wie ich sicher glaube, die heilige Gnade, den Frieden und die Ruhe bringst.“ Dann küßte sie das Crucifix, welches ihr der Missionär darreichte.“

Die Kapuziner begannen alsbald ihr Missionswerk, wobei sie von der Königin unterstützt wurden. Dieselbe baute in Santa Maria zu Matamba — so nannte sie fürderhin ihre Hauptstadt — eine christliche Kirche und erklärte öffentlich, sie werde künftig in ihrem Reiche den Götzendienst nicht mehr dulden. P. Antonius selbst mußte den Eifer der Königin zügeln, um einem Ausrufre vorzubeugen und bloß erzwungene Scheinbekehrungen zu vermeiden. Aus letztem Grunde machte denn auch die Einführung des Christenthums unter den Jagas nur langsame Fortschritte. Die Bekehrten wurden nach Möglichkeit von den Heiden abge sondert, um dem Rückfalle in die alten Greuel vorzubeugen. Nach und nach füllte sich die Kirche zu Matamba immer mehr. Besondern Eindruck machte eine Andacht zum bitteren Leiden unseres Heilandes, welche die Missionäre namentlich während der Fastenzeit abhielten. P. Antonius hatte nicht nur in der Kirche, sondern auch an verschiedenen Plätzen der Stadt lebhaft gemalte Bilder aus der Leidensgeschichte anbringen lassen, welche der Fassungs gabe dieser Wilden entsprechend den Erlöser und seinen Tod darstellten. Diese Bilder wurden der Reihe nach in Procession besucht und dabei die Leidenswerkzeuge, Geißeln, Dornenkrone, Kreuz und Nägel, feierlich mitgetragen. Bei den einzelnen Stationen sang man eine Litanei vom bitteren Leiden, und P. Antonius unterrichtete die Wilden über die Martern des sterbenden Heilandes; das machte auf die rohen Herzen so großen Eindruck, daß manche sich bekehrten.

Alein bei der heftigen Gemüthsart der Königin waren noch manche Stürme voraus zu sehen, welche den Bestand der Mission

gefährden mußten. Gleich anfangs drohte ein solcher. Eine Schwester der Königin wollte sich mit einem vornehmen Portugiesen ehelich verbinden. Die Königin verlangte von P. Antonius die Einsegnung der Ehe. Aber der Missionär, welcher in Erfahrung gebracht hatte, daß der Portugiese schon anderswo mit einer Negerin eine Ehe geschlossen habe, mußte sich natürlich dieser neuen unsatthafter Verbindung widersetzen. Umsonst runzelte die Königin Anna ihre Stirne und sagte dem Kapuziner, er solle wegen einer solchen Kleinigkeit nicht den Bestand der ganzen Mission in Frage stellen; P. Antonius blieb fest und antwortete, lieber wolle er das unfruchtbare Missionsfeld verlassen, als dieses öffentliche Aergerniß dulden. Die Königin unterwarf sich und verbot die schon beschlossene Heirath. Ein noch heftigerer Sturm brach etwas später aus. Es war ein von der Königin hochgeschätzter Anführer gestorben, der sich großen Kriegeruhm erworben hatte. Die Laute hatte

er zwar empfangen, allein trotz aller Ermahnungen einen überaus ärgerlichen Lebenswandel geführt und war ohne ein Zeichen der Reue gestorben. Nichtsdestoweniger verlangte die Königin für den Verstorbenen ein ehrenvolles christliches Begräbniß. P. Benedikt von Lusignano, der sich eben allein mit Bruder Ignaz zu Matamba befand, verweigerte dem Befehle der Königin den Gehorsam; denn man müsse dem Volke durch die That zeigen, daß zu einem wahren Christen nicht der bloße Name, sondern ein christliches Leben erfordert sei. Da loberte der Zorn der Königin auf, und sie befahl, den Todten nach dem alten Gebrauche der Jagas im Walde zu begraben; wie früher sollten Menschenopfer dabei dargebracht werden, und sie selbst sagte ihr Erscheinen bei dieser entsetzlichen Todtenfeier zu.

Damit schien das Loos der katholischen Mission unter den Jagas entschieden. Die Heiden jubelten; wenn die Königin wieder



Japanischer Jährling aus der Zeit der mittelalterlichen Kriege.

zum Götzendienste und seinen Greueln übertrat, brach der noch schwache Baum des Heiles, den die Missionäre gepflanzt hatten, unter der Wucht des Sturmes. Da siegte noch einmal der Glaube und der Seeleneifer eines einfachen Laienbruders. Bruder Ignatius bat seinen Obern, er möge ihm erlauben, sein Leben daran zu wagen, daß dieser Schlag die Mission nicht treffe. P. Benedikt sagte dem frommen Ignaz, er möge immerhin thun, wozu er sich von Gott angetrieben fühle. Da ging der Bruder in das Missionskirchlein, belud daselbst seine Schultern mit dem schweren Kreuze, welches die Missionäre errichtet hatten, und schritt mit dieser Bürde beladen dem Walde zu, in welchem die blutige Todtenfeier stattfinden sollte. Erstaunt sahen die Neger den Kreuzträger und fragten, was das bedeute; der Bruder aber rief mit lauter Stimme: „Wer Gottes ist, folge Christus nach!“ Die Gnade Gottes wirkte; immer

mehr Neger schlossen sich Bruder Ignaz an, so daß der Zug nach und nach zu einer ganzen Procession anwuchs, bis er den Platz erreichte, wo das heidnische Todtenopfer dargebracht werden sollte. Schon war dort alles für die Greuelthat hergerichtet, und zitternd standen die unglücklichen Neger da, welche als Schlachtopfer für den Todten fallen sollten, als der Kreuzträger mit seiner Schaar plötzlich erschien. In heiligem Eifer sah er die Vorbereitungen und erhob sein Kreuz, mit Donnerstimme rufend: „Kniet nieder! kniet alle nieder!“ Wie ein Blitzstrahl wirkte dieser unvermuthete Auftritt auf die Versammlung. Viele schwache Neubekehrte, die nach dem Beispiele der Königin an der heidnischen Todtenfeier theilnahmen, wurden erschüttert und fielen vor dem Zeichen der Erlösung auf die Kniee. Der Bruder aber trat mit dem Kreuze muthig vor die Königin und hielt ihr mit apostolischem Freimuth die große Sünde vor, an der sie theilnahm, und das Aergerniß, das sie ihrem Volke bereitere. Gott segnete die Worte des frommen Bruders also, daß die stolze Zinga unter Thränen ihre Schuld bekannte und den Bruder um seine Fürbitte bei dem Gekreuzigten, dessen Bild er trug, demüthig bat. Abermals erhob nun Bruder Ignaz den Ruf: „Wer Gottes ist, folge Christus nach!“ Da schloß sich die Königin, ihr Geleite und das ganze versammelte Volk dem Kreuzträger an und begleitete ihn, laut den Gott der Christen preisend, zur Kirche zurück. So unterblieb das heidnische Opfer, und der ernste Vorfall, welcher den Bestand des Missionswerkes bedroht hatte, trug durch Gottes gnädige Fügung nicht wenig zu seiner Kräftigung bei.

Die Königin Zinga wandte später nicht mehr im Glauben. Die Kapuzinerberichte wissen nicht genug hervorzuheben, wie sehr die Gnade ihr von Natur stolzes und durch viele Greuelthaten beslecktes Herz in ein demüthiges, ja kindliches Herz umgewandelt habe. In der Fastenzeit erschien sie mit einer Dornenkrone auf dem Haupte und einem Kreuze auf den Schultern als Büsserin in der Kirche. Am Weihnachtsfeste ließ sie eine Krippe aufstellen und bewirthete ihr Volk mit einem großen Gastmahle, weil sie von den Missionären gehört hatte, der hl. Franz von Assisi habe gesagt, er würde, wenn er König wäre, an diesem Tage an offener Heerstraße freie Tafel halten. Am Dreikönigsfeste erschien sie in ihrem höchsten Schmucke und opferte vergoldete Wachskerzen, Weihrauch und Gewürze. Der hl. Anna, ihrer Namenspatronin, erbaute sie eine Kirche. Bei der Einweihung derselben opferte sie weißes Wachs und sprach das folgende Gebet, das uns P. Johannes Cavazzi in seinem Berichte aufbewahrt hat: „Heilige Anna, ich arme Sünderin, die ich unwürdig deinen Namen trage, habe zu deiner Ehre diese kleine Kirche erbaut. Ich weiß wohl, daß dir, o heilige Frau, meine gute Meinung bekannt ist, weil Gott dir solches offenbart; aber ich weiß auch, daß ich so viele, viele Jahre nur dem Namen nach eine Christin gewesen bin. Die göttliche Gnade habe ich mißbraucht; vom Glauben bin ich abgefallen; der Abgötterei habe ich mich hingegeben; unschuldiges Blut ist durch mich in Strömen geflossen und mit vieler Unreinigkeit habe ich Jahre lang meine Seele besleckt. Da nun aber Gott seine große Barmherzigkeit an mir gezeigt, und mir Zeit gegeben, Buße zu wirken, so nehme ich zu dir meine Zuflucht, auf daß du mir von Christus, der von Natur dein Herr und dem Fleische nach dein Enkel ist, durch die Fürbitte der allerreinsten Jungfrau Maria, deren wahre Mutter du bist, vollkommene Verzeihung meiner schweren Sünden erlangest, und mir helfest, so viel Uebel, das ich nicht nur meiner eigenen Seele, sondern auch

anderen Geschöpfen zufügte, wieder gut zu machen. Erwirb mir auch die Gnade, daß ich nicht ohne Reu' und Leid aus diesem Leben scheide. Nimm also das Opfer gnädig an, das ich zu deiner Ehre mit diesem Kirchlein hier bringe; nimm mich als die geringste unter deine Dienerinnen auf und verleihe nach der Bedeutung deines und meines Namens, daß Gott meine Seele mit seiner heiligen Gnade und seinem unaufhörlichen Segenerfülle!“

Das Gebet der Königin wurde erfüllt. Sie starb 81 Jahre alt eines bußfertigen und sehr erbaulichen Todes, versehen mit allen heiligen Sacramenten, am 17. November 1663. Mit ihr verloren die Kapuziner die festeste Stütze für ihre schwierige Mission unter den Jagas, nicht aber den Muth oder den Eifer. Der Erfolg entsprach leider nicht ihren Arbeiten, und nachdem sie etwa 150 Jahre bei dem wilden Volke, das immer aufs Neue in seine alten Laster zurückfiel, gearbeitet hatten, ohne eine bleibende Bekehrung des ganzen Stammes zu erzielen, wenn sie auch viele Seelen retteten, mußte die Mission unter den Jagas zu Ende des letzten Jahrhunderts infolge der allgemeinen Nothlage der Kirche aufgegeben werden.

Ähnlich erging es der Kongomission. Der Sklavenhandel, den holländische und portugiesische Schiffe um die Bette trieben, und zahlreiche Kriege zwischen den Holländern und Portugiesen, in welche die eingeborene Bevölkerung verwickelt wurde, zahlreiche Fehden unter den einzelnen Stämmen und zwischen denselben und den portugiesischen Statthaltern von Angola entvölkerten das Land. Von der Mitte des letzten Jahrhunderts an konnte die Kirche den Ueberresten des frühern Kongoreiches nur noch wenige Missionäre schicken, und so kam das Christenthum immer mehr in traurigen Verfall. Ganz wurde aber das Volk von Kongo von der Kirche nicht verlassen. Ueber den gegenwärtigen Zustand der Mission in San Salvador haben wir schon früher die Angabe Dr. Chavanne's mitgetheilt, der zufolge in 4 Jahren 2000 Tausen gesendet wurden. Dieser Gewährsmann nennt den Erfolg der Missionsthätigkeit „sehr gering“, obgleich es den katholischen Missionären gelungen sei, in San Salvador den König und einen Theil der Bevölkerung zur Annahme der Taufe zu bewegen und in Marimba eine Filialschule zu errichten; die Abstellung der vorher gebräuchlichen barbarischen Menschenopfer bei Begräbnissen u. s. w. sei ebenfalls gelungen, dagegen die Beseitigung der Vielweiberei gescheitert. „Immerhin“, sagt Dr. Chavanne, „muß der katholischen Mission, welche mit sichtlichem Erfolge bemüht ist, ihre Zöglinge (zum Theile den Sklavenhändlern durch Kauf abgewonnene Kinder aus den Makuta- und Zombo-Landschaften) zu regelmäßiger Arbeit und zum Feldbau zu erziehen und ihnen einen brauchbaren Elementarunterricht zu ertheilen, der überwiegend größere Theil des bisher Erreichten zugeschrieben werden, während die Baptistenmission trotz größerer Geldmittel selbst über die schüchternsten Versuche eines Erfolges nicht hinausgekommen ist. Die Existenz zweier in confessioneller Hinsicht trotz aller scheinbaren Toleranz gegnerischen Missionen an einem Orte wie San Salvador muß überhaupt als großer Uebelstand bezeichnet werden und fördert nur die egoistischen Zwecke des Königs, welcher, mit der dem Neger angeborenen Schlaueit vortrefflich eine Mission gegen die andere ausspielend, die ausgedehntesten Vortheile daraus zieht.“

So Dr. Chavanne über die gegenwärtige Lage der Mission im alten Kongoreiche, das wir hiermit verlassen, um uns dem neuen Kongostaate zuzuwenden. (Fortsetzung folgt.)

Der heilige Franz Xaver in Japan.

(Blätter aus der Kirchengeschichte Japans. — Fortsetzung.)

3. Der apostolische Wanderer.

Als der hl. Franz Xaver von Kangoſima aufbrach, um die Hauptstadt Japans zu besuchen und das ganze Reich für Christus zu erobern, waren nach japanischer Zeitrechnung 2210 Jahre verflossen, ſeitdem Zin-mu-ten-wu (d. h. „der göttliche Krieger“; vgl. das Bild S. 76) von demſelben ſüdlichſten Theile der Inſel Kiuſiu mit Kriegern und Schiffen nordoſtwärts gezogen war und nicht nur dieſe Inſel, ſondern auch die ſüdliche Hälfte der Hauptinſel Nippon ſeinem Scepter unterworfen hatte. Zin-mu wurde ſo der Begründer der jetzt noch herrſchenden Dynaſtie in Japan, und ſeine Nachfolger vollendeten die Unterwerfung Nippons. Die Nordinſel Jeſſo wurde erſt viel ſpäter, zu Ende des 18. Jahrhunderts, erobert; bei der Ankunft Franz Xavers gehörte ſie alſo noch nicht zum japaniſchen Reiche. Daſſelbe umfaßte damals 68 Provinzen oder Lehen, welche von Daimios faſt unabhängig regiert wurden.

Die Nachfolger Zin-mu's — ſo wird der Begründer des Reiches abgeſürzt genannt — waren urſprünglich unumſchränkte Herrſcher und ſchrieben ſich die Fülle geiſtlicher und weltlicher Macht zu. Da aber nicht alle die Feldherrngabe ihres Ahnherrn hatten, wählten ſie aus ihren nächſten Verwandten Kronfeldherren (Schogun), und dieſe, gewöhnlich mit dem chineſiſchen Namen Taiſun, d. h. Großfürſt genannt, verſtanden es, nach und nach die ganze Macht an ſich zu reißen. Dem alten Kaiſerhauſe wurde der Schein der Hoheit beſſen; der Kaiſer galt beim Volke als Abkomme und Verkörperung der Sonnengottheit und genoß dementſprechende Verehrung. Deßhalb hieß er Mikado, d. h. „Heilige Majestät“. In feierlichem Aufzuge begaben ſich die Schogune von Zeit zu Zeit zur Huldigung an den Kaiſerhof (vgl. das Bild S. 77); in Wahrheit aber ſuchten ſie das Land allein zu beherrſchen. Aus dieſem Streite zwiſchen Kaiſer und Kronfeldherr entſpannen ſich Jahrhunderte hindurch Bürgerkriege. Der 95. Mikado Taſaſaru wollte den allgebietenden Schogun ſtürzen; dieſer aber war der ſtärkere und ſtellte 1331 einen Gegenmikado auf. Lange wogte der Kampf zwiſchen dem Mikado des Nordens und dem des Südens; im Verlaufe deſſelben kam Japan unter chineſiſche Oberhoheit, welche erſt am Ende des 16. Jahrhunderts von Taiſoſama wieder abgeſchüttelt wurde. In dieſen Wirren machten ſich die Vaſallen des Mikado, die Daimios, welche die 68 Lehen innehatten, immer mehr vom Mikado und vom Schogun unabhängig; ſie herrſchten wie freie Fürſten in ihrem Gebiete, ſo daß es ſich wohl begreift, wie ihnen der hl. Franz Xaver den Titel „Könige“ und ihren Lehen den Namen „Königreiche“ gab. Erſt kurze Zeit nach der Ankunft des Heiligen gelang es dem Schogun Nobunaga, die widerſpännigen Vaſallen zum Gehorſame zu zwingen.

Für unſere Geſchichte kommen zunächſt die Gebiete der Inſel Kiuſiu und der Süden von Nippon in Betracht. Kiuſiu zerfiel damals in 9 Lehen oder Fürſtenthümer, von denen wir Satsuma (Saguma) im Süden der Inſel mit der Hauptſtadt Kangoſima (Kangorima), wo der Heilige landete, Figen im Weſten, mit der Hauptſtadt Nagasaki, und Bungo im Oſten zu bemerken haben. Ebenſo wichtig für unſere Abſchnitte iſt das Fürſtentum Naſagato mit der Hauptſtadt Amanguchi, welches die Südweſtpitze Nippons bildet.

Im September 1550 wurde der hl. Franz Xaver, wie wir oben (S. 15) erzählten, von dem Daimios von Satsuma gezwungen, die erſte Chriſtengemeinde Japans in Kangoſima zu verlaſſen. Er beſchloß nun, die längſt geplante Reiſe nach Miako, der Hauptſtadt Japans, anzutreten, um vom Mikado ſelbſt, deſſen Macht er überſchätzte, Erlaubniß und Unterſtützung zur Predigt des Evangeliums zu erbitten. Das nächſte Reiſeziel war Firando, der Hafenplatz, in welchen die portugieſiſchen Schiffe eingelaufen waren, anſtatt Kangoſima aufzuſuchen, was den Fürſten ſo ſehr erzürnt hatte. Der Weg ging anfangs längs der Weſtküſte der großen Inſel Kiuſiu; der Heilige legte ihn faſt ganz zu Fuß zurück, wobei er ſeiner Gewohnheit gemäß die zur heiligen Meſſe erforderlichen Geräthe auf ſeinem Rücken trug. Sechs Stunden von Kangoſima traf er die Feſtung eines Vaſallen des Fürſten von Satsuma, deren Bauart ſeine Bewunderung erweckte. Zehn in Quaderſteinen ausgeführte Baſtionen, welche durch tiefe Waſſergräben geſchützt und unter ſich nur durch Zugbrücken verbunden waren, ſchützten das Schloß, welches, ganz in Felsen gehauen und von Waſſer umringt, auch ohne ſeine Außenwerke uneinnehmbar ſchien. Von außen bot der Bau einen düſtern, drohenden Anblick; wenn man aber durch einen engen Weg denſelben betreten hatte, ſo fand ſich das Auge angenehm enttäuscht, da er einen ſtolzen Palaſt mit Gallerien, Säulengängen, Terrassen, Gärten und prachtvollen Gemächern barg. Ekandono hieß der Herr dieſes Plazes. Schloßbewohner, welche eben aus Satsuma zurückkehrten, wo ſie den hl. Franz Xaver kennen gelernt hatten, luden ihn und ſeine Gefährten ein, ihren Herrn zu beſuchen; derſelbe werde ſich freuen, den berühmten Lehrer zu ſehen, der ſo weit über das Meer gekommen ſei. Der Heilige folgte mit Freuden dieſer Einladung, und die gute Aufnahme, welche er fand, beſtimmte ihn, den Schloßbewohnern das Evangelium zu verkünden. Alle Diener und Soldaten waren herbeigeeilt, um den fremden Lehrer zu ſehen, von deſſen Wunderthaten zu Kangoſima ſie gehört hatten. Xaverius ſprach mit ſolcher Kraft, und Gott gab ſeinen Worten ſolche Wirkſamkeit, daß er noch am ſelben Tage 17 Perſonen taufen konnte. Faſt alle wären dieſem Beſpiele gefolgt, wenn ſich Ekandono nicht widerſetzt hätte, da er die Unnade des Hofes von Satsuma fürchtete. Doch war auch er von Xaverius ganz entzückt, erklärte die Chriſtliche Religion für gut und hatte nichts dagegen, daß ſeine Gemahlin und ſein älteſter Sohn inſgeheim die Taufe empfangen. Der Apoſtel Japans verweilte einige Zeit in dieſem Schloſſe, um die Neubekehrten im Glauben beſſer zu unterrichten und mehr zu befeſtigen; dann überließ er die Sorge für die kleine Herde dem Oberaufſeher des Schloſſes, einem Greiſe von ſeltener Frömmigkeit. Er übergab ihm eine Abſchrift des Katechiſmus, welchen er in das Japaniſche übertragen hatte, ſchrieb ihnen gemeinſchaftliche Andachtsübungen vor, regelte ihre Bußwerte, wozu die Japaneſen ſehr geneigt waren, und ſetzte ſeinen Weg nach Firando fort. Wenige Jahre ſpäter fand P. Ludwig Almeida die Chriſtliche Schloßgemeinde unter der Leitung des eifrigen Aufſehers zu hundert Seelen angewachſen; viel hatten Wunder dazu beigetragen, welche der fromme Sinn der Neubekehrten einer Geißel, mit welcher der Heilige ſeinen Leib gezüchtigt hatte, und einem von ſeiner Hand geſchriebenen Andachtsbüchlein zuſchrieb. Unter andern war Ekandono ſelbſt auf dieſe Art plötzlich geheilt worden.

Firando (Hirado) ist eine kleine Insel an der Nordwestspitze von Kiusiu; es bildete einen Theil des Königreiches oder besser Fürstenthums Figen, des größten der neun Fürstenthümer, in welche damals die Insel Kiusiu (Chimo) zerfiel, und dessen bedeutendste Stadt Rangasaki (Nagasaki) war. Firando wird zwar in den alten Berichten auch „Königreich“ genannt; sein Herr war aber bloß Vasall des Fürsten von Figen. Seine Bedeutung verdankt Firando dem gleichnamigen vorzüglichen Hafen, den später die Holländer vortrefflich auszunützen verstanden. Als der hl. Franz Xaver nach einer beschwerlichen Reise in Firando eintraf, lagen daselbst mehrere portugiesische Fahrzeuge vor Anker. Mit Kanonendonner begrüßten sie den Apostel Indiens, und ihre Kapitäne geleiteten ihn im Triumph zum Palaste des Herrn der Insel. Dieser äußere Prunk diente dazu, der Predigt des Evangeliums den Weg zu ebnen, und die Eifersucht des Fürsten von Satsuma, welche Franz Xaver und dessen Begleiter aus Rangosima verjagt hatte, war an sich schon ein Grund, den Prediger der neuen Lehre in Firando gut aufzunehmen. Der Fürst überhäufte ihn deshalb mit Gunstbezeugungen und gab ihm volle Freiheit, in seiner Herrschaft die Lehre Jesu Christi zu verkünden. Der Erfolg übertraf jede Erwartung. In weniger als Monatsfrist hatten sich in Firando mehr Heiden bekehrt, als in Rangosima in einem ganzen Jahre. So viel machte die Gunst des Fürsten; der Heilige schloß daraus, welchen Vortheil für die Bekehrung des ganzen Inselreiches die Gemogenheit des Kaisers von Japan bringen müßte, und beschloß, den längst gefaßten Plan der Reise nach der Hauptstadt nicht länger aufzuschieben. P. Cosmas von Torres sollte in Firando bleiben und daselbst das Werk der Bekehrung vollenden; er selber wollte mit Dr. Fernandez noch im October 1550 die Fahrt nach Miako unternehmen.

Zuerst ging die Reise zur See nach Fatata im Norden der Insel Kiusiu; dann zu Fuße bis zur Meerenge, welche diese Insel von Nippon scheidet und wo er nach dem Hafen Simonosaki übersehte. Simonosaki liegt an der südwestlichsten Spitze Nippons und beherrscht die Straße nach dem japanischen Binnenmeer und Osaka. In Simonosaki also betrat der Heilige die Hauptinsel Japans. Es war zunächst das Fürstenthum Naugato und dessen Hauptstadt Amanguchi, heute Jamaguti, denen der Besuch des Apostels galt. Amanguchi war damals eine der größten und volkreichsten Städte Japans, aber auch eine seiner sittenlosesten und verkommensten. Dieser traurige Zustand entflammte den Eifer des Heiligen, und er begann alsbald in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen die Lehre Christi zu verkünden. In einem Briefe an die Mitbrüder in Goa, welcher wahrscheinlich im Juli 1551 geschrieben ist, erzählt Xaverius seinen Aufenthalt in Amanguchi also:

„Diese Stadt hat mehr als 10 000 Haushaltungen; die Häuser sind alle von Holz. Wir fanden sehr viele aus dem Volke und dem Adel, welche überaus begierig waren, die christliche Lehre kennen zu lernen. Da es uns am besten schien, zweimal täglich auf öffentlichen Plätzen zu predigen, so lasen wir Kapitel aus unserm Buche vor und hielten darauf Anreden über die christliche Religion an das Volk. Einige Vornehme luden uns auch in ihre Häuser ein, um unsere Religion besser kennen zu lernen, und versprachen uns, ihr ohne Bedenken beitreten zu wollen, wenn sie dieselbe besser als die ihrige fänden. Manche hörten unsere Belehrungen über die christliche Religion geneigt an, andere dagegen mit Widerwillen und Spott. So oft wir nun durch die Straßen der Stadt gingen, verfolgte



Min-mu-ten-wu, der Gründer des japanischen Reiches um 660 v. Chr. (Nach einem japan. Gemälde.)

uns eine große Schaar Kinder und Böbel und rief uns spöttisch und höhnlisch nach: 'Seht da die Männer, welche uns auffordern, das Gesetz Gottes anzunehmen, damit wir selig werden, weil wir ohne den Schöpfer aller Dinge und seinen Sohn uns vor dem Untergange nicht retten könnten! Seht da die Prediger, welche behaupten, es sei Unrecht, mehr als ein Weib zu haben!' So prägten sie sich durch Spott und Hohn die Hauptlehren unserer heiligen Religion ein. Schon hatten wir einige Tage auf dieses Predigen verwendet, als der König, welcher damals in der Stadt war, uns zu sich beschied. Auf seine Frage, woher wir stammten und warum wir nach Japan gekommen seien, antworteten wir, wir seien Europäer, Gesandte zur Verkündigung des Reiches Gottes, da niemand gerettet werden könne, der nicht Gott und seinen Sohn Jesus Christus, den Erretter und Erlöser aller Völker, mit aufrichtigem und frommem Gemüthe verehere. Darauf ließ er sich das Gesetz Gottes erklären, und wir lasen ihm einen großen Theil aus unserm Buche vor. Er hörte uns während der ganzen Lesung, welche mehr als eine Stunde dauerte, mit großer Aufmerksamkeit zu und entließ uns sodann. Wir blieben viele Tage

in dieser Stadt und predigten dem Volke auf Straßen und öffentlichen Plätzen. Manche hörten begierig unsere Erzählung vom Leben Jesu, und als wir zu seinem bitteren Leiden und Sterben gekommen waren, konnten sie sich der Thränen nicht enthalten. Doch wurden nur wenige durch die Taufe in die heilige Kirche aufgenommen."

So berichtet Xaverius seinen ersten Aufenthalt in Amanguchi. Sein Begleiter, Dr. Fernandez, ergänzte später diese kurze Erzählung, indem er schilderte, wie der Heilige sein gewöhnliches Auftreten, das voller Demuth und Milde war, ganz änderte, sobald er bemerkte, daß die stolzen Japaner diese christlichen Tugenden, für welche sie kein Verständniß hatten, als Zeichen eines niedrigen und feigen Sinnes deuteten und deshalb



Zug des Shogun zur Hulbigung in den Palast des Mikado.

auch die Predigt verachteten. Xaverius trat deshalb mit Würde und Kühnheit als ein Gesandter Gottes auf, und der Bruder, dem er befohl, seinem Beispiele zu folgen, gesteht, daß er oftmals erwartet habe, das Schwert der japanischen Edelleute werde aus der Scheide fliegen, um den kühnen Muth der Fremdlinge blutig zu strafen. Namentlich vor dem Fürsten oder „Könige“ Orindono ging die Kühnheit des Heiligen so weit, daß er offen nicht nur die Laster des Adels tadelte, der doch Gott durch größere Wohlthaten zu Dank verpflichtet sei, sondern auch dem Fürsten selbst seinen schmählichen Lebenswandel und das Aergerniß, welches er so dem Volke gebe, vorwarf, und ihn mit dem Richterspruche des Königs aller Könige bedrohte, vor dem der größte Fürst dieser Erde nur ein Wurm im Staube sei. Bei derselben Gelegenheit beschämte er einen berühmten Bonzen.

Anfangs December 1550 verließ der Heilige mit seinem Begleiter und zwei japanesischen Neubekehrten Amanguchi und unternahm die weite und schwierige Landreise nach der Reichshauptstadt Miako. Ein außerordentlich scharfer Winter scheint damals geherrscht zu haben; denn sowohl P. Cosmas von Torres als Br. Fernandez berichten uns, daß Berg und Thal von Schnee und Eis bedeckt gewesen seien. Xaverius selbst sagt in seinem oben angeführten Briefe die Leiden in die Worte zusammen: „Zwei Monate waren wir auf dieser Reise und hatten viele Gefahren zu bestehen, weil wir durch Gegenden kamen, in welchen der Krieg wüthete, nicht zu gedenken der eisigen Kälte jener Gegenden und der Gefahren, welche uns häufig von Straßenräubern drohten.“ Die Entfernung zwischen Amanguchi und Miako beträgt in der Luftlinie zwar nur etwa 400 km; aber die Kriegerunruhen zwangen die Reisenden wohl, große Umwege zu machen. Das Land war mit Truppen überschwemmt und von Räuberbanden unsicher gemacht — den Folgen eines langjährigen und blutigen Bürgerkrieges. Gerade damals wogte der Kampf zwischen Nobunaga und den Daimios oder Vasallen, welche den Süden Japans beherrschten; Nobunaga siegte später und unterwarf die letzteren. Die beiderseitigen Truppen sperrten also die gewöhnlichen Wege und machten einem Fremden die Reise fast unmöglich. Dieser Umstand mag den hl. Franz Xaver bewogen haben, sich mit seinem Gefährten einem japanesischen Edelmann als Diener anzuschließen, um so unter dessen Schutze den gefährlichsten Theil des Weges zurückzulegen. Der Heilige lud also, außer den heiligen Geräthen, die er immer trug, noch das Gepäck des Japanesen auf seine Schultern und suchte mit dem Aufgebote aller Kräfte dem Pferde Schritt zu halten, das der Japaner ritt. Dieser Zug ist wohl einer der glänzendsten Belege des hingebenden Seeleneifers des großen Apostels von Indien und Japan. „Ihr könnt daraus ersehen,“ schrieb P. Cosmas von Torres an seine Mitbrüder, „wie unser Vater Magister Franziskus in diesem Lande das Fundament der christlichen Gemeinden legte, und wie er uns, seine Schüler, mehr durch Thaten als durch Worte aneiferte. So viel wir auch stritten und litten, wir wurden immer durch seine Mühsale beschämt, durch seine Beschimpfungen, seinen Hunger, durch die Leiden, welche ihm die Kälte verursachte, da er vier Monate über Land ging, stets zu Fuß und oftmals mit bloßen Füßen.“ Zweimal wurde der Heilige auf dieser Reise durch Pfeilschüsse verwundet, wiederholt mit Steinen geworfen, und er wäre ohne einen besondern Schutz des Himmels zu Tode gesteinigt worden. Es war kein Wunder, daß er unsern von der Hauptstadt den

Strapazen beinahe erlegen wäre. Ein heftiges Fieber besiel ihn; doch genas er in kurzer Frist so weit, daß er Miako erreichen konnte.

Die Hauptstadt Japans, welche heute gewöhnlich Kioto heißt, beschreibt uns Xaverius also: „Ehemals war Miako eine überaus große Stadt; jetzt ist sie aber in Folge der beständigen Kriegerunfälle vielfach zerstört und verwüstet. Ehemals umfaßte sie, wie man mir versichert, 180 000 Häuser. Und diese Angabe ist mir wahrscheinlich; man sieht an dem Umfange der Ringmauern, daß diese Stadt bei weitem die bedeutendste war. Obwohl sie zu einem großen Theile zerstört ist, zählt sie doch noch mehr als 100 000 Häuser.“ Leider war der nächste Erfolg, den der Heilige in dieser Stadt erzielte, nicht der gehoffte. Die Audienz beim Mikado, auf welche Franziskus so große Erwartungen gesetzt hatte, konnte er nicht erhalten, so sehr er sich darum bemühte; ebenso wenig war ihm der Kubosema, der Kronsfeldherr, zugänglich. Man forderte als Preis dieser Audienzen eine große Geldsumme, welche er nicht erschwingen konnte. Der Hauptzweck der mühevollen und gefährlichen Reise war also gescheitert. Xaverius wollte nun wenigstens dem Volke den Glauben verkünden, da er zum Kaiser keinen Zutritt fand. Er predigte also wie in Amanguchi auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Aber auch diese Arbeit blieb nahezu fruchtlos; die Bürgerschaft war unter den Waffen und erwartete täglich den feindlichen Angriff. In dieser Aufregung fand sie nicht die nöthige Ruhe, um die Lehre des fremden Predigers aufmerksam und mit Frucht zu hören, und der hl. Franz Xaver mußte sich schweren Herzens entschließen, nach Amanguchi zurückzukehren. Doch war sein Aufenthalt in der Hauptstadt nicht ohne Segen. Durch seine Leiden befruchtete er den Boden, auf welchem zehn Jahre später eine blühende Christengemeinde erwachsen sollte. Einige wenige Seelen hatte er auch dem Himmel gewonnen: Kinder, welche er am Wege ausgesetzt fand und denen er durch die heilige Taufe die ewige Seligkeit erschloß. Den größten Nutzen, den er für das Bekehrungswerk Japans diesem Besuche in der Hauptstadt verdankte, bildete das bessere Verständniß der japanesischen Verhältnisse. Er hatte bis dahin die Macht des Dairi oder Mikado überschätzt; jetzt wußte er, daß Japan kein Reich wie Spanien sei, daß sich der Einfluß seines Kaisers, der gewöhnlich mit dem Thronsfeldherrn (Kubosema), im Wisse lebte, nicht weit über die Mauern seines Palastes erstreckte, und daß die 68 Daimios oder Vasallen ihre Lehen thatsächlich unbeschränkt beherrschten. Diese Fürsten, wie er sie in Satsuma und Amanguchi getroffen hatte, beschloß also Xaverius, so lange die Oberherrschaft des Mikado bloß dem Namen nach galt, zunächst für das Christenthum zu gewinnen.

4. Gründung der Gemeinde zu Amanguchi.

Den nächsten Versuch machte der Heilige in Amanguchi, dessen Macht und Lage ihm von ganz besonderer Bedeutung erschien. „Da wir sahen,“ schreibt er, „daß in Miako kein Friede und keine für das Evangelium günstige Stimmung sei, so kehrten wir nach Amanguchi zurück und übergaben dem (vortigen) Könige den Brief und die Geschenke, welche von dem Vizekönig von Indien und dem Bischofe von Goa aus Freundschaft geschickt waren.“ Es scheint, der Heilige habe die Rückreise zu Schiff und zwar über Osaka und Hirado gemacht, wo er vielleicht den erwähnten Brief und die Geschenke

aus Indien erhielt, welche ursprünglich für den Mikado bestimmt waren. Er beschloß nun, in Amanguchi als Gesandter des Vizekönigs von Indien vor Oribono, den Fürsten von Nangato, hinzutreten. In einem neuen und schönen Gewande, als er sonst zu tragen gewohnt war, und von seinen Gefährten wie von Dienern begleitet, forderte er also eine Audienz bei dem stolzen Daimio. Sie wurde gewährt, der Brief verlesen und die Geschenke überreicht; unter den letzteren befand sich ein künstliches Saitenspiel, eine Uhr und andere in Japan unbekannte Gegenstände. Der Fürst zeigte sich hochbefriedigt und durch die Aufmerksamkeit des Beherrschers jenes Reiches sehr geehrt, das in Indien seit kurzer Zeit entstanden war und dessen Schiffe jetzt schon Jahr für Jahr an den Küsten Japans mit seltener Fracht erschienen. Er bot Xaverius als Gegengeschenk eine große Summe Gold und Silber; aber nicht darum war es dem apostolischen Manne zu thun.

„Wir lehnten dieselbe ab,“ schreibt der Heilige, „und baten ihn, wenn er uns Fremdlingen etwas Angenehmes schenken wolle, so möge er uns in seinem Reiche die Verkündigung des göttlichen Gesetzes und seinen Unterthanen die Annahme desselben gestatten; das sei das Liebste, was er uns schenken könne. Darauf erteilte er uns mit Freuden diese Erlaubniß. So ließ er an den besuchtesten Plätzen der Stadt ein Edict aufschlagen, welches verkündete, es sei ihm lieb, daß das himmlische Gesetz in seinem Reiche verkündet werde, und alle, welche wollten, könnten dasselbe annehmen. Zugleich übergab er uns ein leerstehendes Kloster zur Wohnung. Hier besuchten uns viele, um die neue Religion kennen zu lernen. Wir predigten täglich zweimal, und auf die Predigten folgte immer eine lange Disputation über Religion. So waren wir beständig entweder mit Predigten oder mit Widerlegen der vorgebrachten Schwierigkeiten beschäftigt. Den Vorträgen wohnten oft viele Bonzen bei und eine große Anzahl Adelige und Bürgerliche. Unser Haus war fast immer mit Leuten angefüllt; zuweilen mußten einige, weil kein Platz mehr war, zurückkehren. Der Fragensteller waren immer so viele, daß den Zuhörern aus den Antworten die Falschheit ihrer Lehre und deren Urheber sowie die Wahrheit des christlichen Glaubens klar wurde. Nach mehrtägigen Disputationen und Fragen erklärten sie sich endlich für besiegt und waren bereit, die christliche Religion anzunehmen. Die ersten von allen waren gerade diejenigen, welche in den Disputationen und Fragen als die heftigsten Gegner aufgetreten waren. Viele von diesen stammten von edlem Geschlechte und wurden uns, nachdem sie einmal die christliche Religion angenommen hatten, so innig zugethan, daß ich es gar nicht auszusprechen vermag. Diese Neubekehrten machten uns auch gewissenhaft mit den japanischen Geheimnissen oder vielmehr Thorheiten bekannt; denn, wie schon anfangs bemerkt, es gibt verschiedene neue Secten in Japan, welche in Lehren und Gebräuchen sehr voneinander abweichen. Nachdem wir also ihre Lehrmeinungen erfahren hatten, stellten wir sofort Beweise zu ihrer Widerlegung zusammen. So brachten wir täglich durch unsere Fragen und Beweise die Bonzen, diese Seelenmörder, und die übrigen Feinde der christlichen Religion derartig ins Gedränge, daß sie endlich gegen unsere Gründe den Mund nicht mehr zu öffnen wagten. Als die Christen

sahen, daß die Bonzen besiegt schwiegen, freuten sie sich sehr und wurden von Tag zu Tag im Glauben mehr befestigt; die Heiden aber, welche den Disputationen beiwohnten und erkannten, wie die alten Lehren erschüttert wurden, wankten in ihrem Glauben immer mehr. Groß war darüber der Aerger der Bonzen, welche den Predigten beiwohnten und vor ihren Augen viele zum Christenthume übertreten sahen. Schwer beklagten sie sich, daß dieselben die alte Religion gegen eine neue vertauschten; allein die Neubekehrten antworteten, sie nähmen die christliche Religion an, weil sie dieselbe für vernunftgemäßer als die ihrige hielten und weil wir ihre Fragen besser beantworten könnten, als sie die unsrigen. . . In Zeit von zwei Monaten sind wenigstens 500 Christen geworden, und diese Zahl wächst noch täglich.“

So erzählt der Heilige die Gründung der Christengemeinde von Amanguchi. Seine Bescheidenheit verschweigt uns aber die außerordentlichen Gnadenbeweise, welche Gott durch ihn zur Bekräftigung der christlichen Lehre wirkte. Einem Stummen gab er den Gebrauch der Sprache, einem zugleich Stummen und Lahmen die Fähigkeit, zu sprechen und zu gehen, und einem Tauben das Gehör. Nicht minder wunderbar ist die eigenartige Gabe, welche ihm Gott verlieh und wodurch er ihm ermöglichte, mit einer Antwort oft zehn bis zwölf Fragesteller, welche ihm die verschiedensten Fragen vorlegten, zu befriedigen. Diese Gabe hat Aehnlichkeit mit der Sprachengabe des heiligen Petrus beim ersten Pfingstfeste. Wie dort der Heilige Geist bewirkte, daß die Zuhörer den Apostel, der doch nur eine Sprache redete, jeder in seiner Sprache hörte: so bewirkte hier derselbe Heilige Geist, daß jeder einzelne diejenige Antwort vernahm, welche auf seine Frage paßte. Die eigentliche Sprachengabe wurde aber dem hl. Franz Xaver gleichfalls zu Theil, wie aus vielen Zeugnissen hervorgeht; denn obgleich er im gewöhnlichen Umgange das Japanische nur unvollkommen bemeisterte, sprach er in seinen Vorträgen nicht nur rein und fließend japanisch, sondern wurde sogar von chinesischen Kaufleuten, welche anwesend waren, in ihrer Sprache verstanden.

Großes wirkte auch das Tugendbeispiel des Heiligen, und darin unterstützte ihn sein Gefährte, der Laienbruder Johannes Fernandez, kein unwürdiger Begleiter des großen Xaverius. Als der Bruder einst auf offenem Platze predigte, trat ein Mann aus der Hefe des Volkes an ihn heran und spie ihm ins Angesicht. Ohne ein Wort zu sagen, nahm Fernandez sein Taschentuch, wischte sich ab und fuhr ruhig in seiner Rede fort, als wäre nichts vorgefallen. Diese Sanftmuth machte einen gewaltigen Eindruck auf die Augenzeugen. Einer der hervorragendsten unter den Zuhörern, ein angesehener Lehrer, zog den Schluß, ein Gesetz, welches die ärgsten Mißhandlungen mit solcher Geduld ertragen lehre, könne nur vom Himmel stammen, und beehrte sofort die Taufe. Andere folgten diesem Beispiele, darunter ein junger Mann, der auf der berühmtesten Hochschule Japans studirt hatte und jetzt Bonze werden wollte. Er erhielt in der Taufe den Namen Laurentius, wurde später auf seine Bitte von Franz Xaver in die Gesellschaft Jesu aufgenommen und wirkte als ein ganz besonderes Werkzeug bei der Gründung und Ausbreitung der Kirche unter seinen Landsleuten.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Das **Apostol. Vikariat Kiang-nan** ist das blühenste Missionsfeld China's, welches von Jahr zu Jahr einen stetigen und höchst erfreulichen Zuwachs aufweist, wie aus den folgenden Zahlen zu ersehen ist. Die Katholiken zählen jetzt 103 813 Seelen, unter denen 145 Missionäre aus der Gesellschaft Jesu (darunter 102 Priester) thätig sind. Dieselben versehen 657 Missionsstationen mit 586 Kirchen und 70 Kapellen, ertheilen in 296 Knabenschulen 6211 Knaben Unterricht, während 125 Schwestern in 364 Mädchenschulen 4345 Mädchen unterweisen. Ueberdies haben sie 5 höhere Unterrichtsanstalten mit 813 Schülern, 4 Clerikal-Seminare mit 93 Zöglingen. In 47 Waisenhäusern werden 1168 Knaben und 5297 Mädchen unterhalten und in 4 Spitälern 2675 Kranke gepflegt. Im verfloffenen Jahre wurden 3066 Kinder christlicher Eltern, 24 202 sterbende Heidenkinder und 1324 erwachsene Heiden getauft. Die Zahl der Communitionen betrug 430 780 und 885 christliche Ehen wurden eingesegnet. Diesen Zahlen, die berechtigt sprechen als viele Worte, fügen wir aus verschiedenen Briefen, die uns gütigst zur Verfügung gestellt wurden, die folgenden erbaulichen Züge bei:

„Vor drei Jahren ließ sich ein alter Mann, welcher dem Teufel zu Ehren von Kräutern lebte, bestimmen, Christ zu werden, und begann die Gebete zu lernen. Seine bescheidene Wohnung lag am Fuße einer Hügelkette, auf welcher sich zahlreiche Pagoden erheben. Zu bestimmten Zeiten des Jahres werden diese täglich von Tausenden von Heiden besucht, welche oft aus einer Entfernung von 10, 15 ja sogar 20 Meilen hierher kommen. Seit jener Weis das Glück hat, die Wahrheit zu kennen, findet er seinen einzigen Trost darin, seine Nachbarn, Angehörige und Freunde damit bekannt zu machen. Trotz seines weißen Bartes und seiner 60 Jahre scheut er nicht einen Weg von 6—8 Meilen, um eine Familie zur Annahme des Christenthums zu bewegen. Letztes Jahr ließ ich neben seinem Hause ein Zimmer einrichten, um eine Katechistin dorthin zu senden. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft begab ich mich gleichfalls dahin, um dem künftigen Vorsteher der noch im Entstehen begriffenen Christengemeinde, deren Seele, ja Gründer jener Mann ist, die heilige Taufe zu spenden.

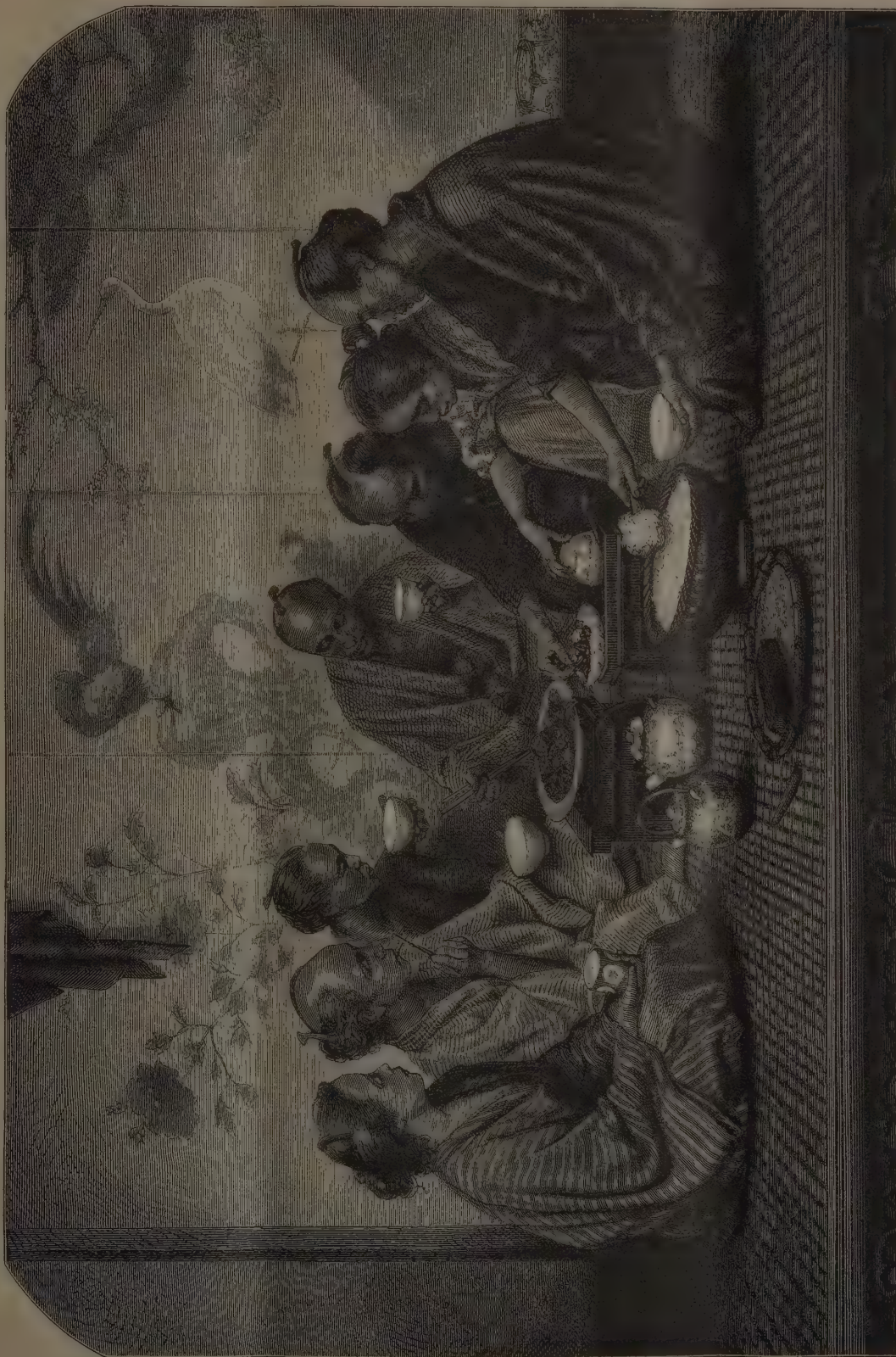
Ich versprach ihm für den Fall, daß er die Zahl der eifrigen Katechumenen auf 50 brächte, eine kleine Kapelle ganz in der Nähe seiner Wohnung zu erbauen. Bei dieser guten Nachricht empfand der Weis eine überaus große Freude. Seit der Zeit bleibt das Ackerchen, welches ihm, seiner achtzigjährigen Mutter, einer eifrigen Christin, seinem Weibe und seiner einzigen Tochter, einem Mädchen von 18 Jahren, den nöthigen Lebensunterhalt gewährt, oft vernachlässigt, nur damit er Zeit für den Unterricht der Katechumenen erübrige. Dieses Jahr mußte ich mein Versprechen halten und das Kirchlein bauen; denn innerhalb dreier Jahre hatte der gute Alte 50 Heiden zur Erkenntniß Gottes geführt. Der Himmelfahrtstag (14. Mai) war zur Einsegnung der neuen Kirche festgesetzt. Mehrere Tage zuvor hatte ich mich bereits dorthin begeben, um noch einige ältere Katechumenen, welche die heilige Taufe empfangen sollten, zu unterrichten. Die Arbeit war für mich sehr leicht und überaus tröstlich. Auf die Nachricht von meiner Ankunft eilten die Leute sogleich herbei. Täglich kamen sie schon in der Frühe,

hörten den Unterricht, beteten den Rosenkranz oder hielten dem Katechisten die Kapelle ausschmücken. Erst am Abende kehrten sie nach Hause zurück. Unter diesen 50 Neubekehrten müssen einzelne dem Herzen unseres Heilandes sehr theuer sein.

Einmal begegnete ich in einem Flecken einem Krämer, der gleichfalls ein eifriger Katechumen ist. Mitten auf der Straße warf er sich vor mir nieder, unbekümmert um seine Landsleute, welche sich sein Gebahren nicht zu erklären wußten. „Wie,“ sagten sie, „er kniet vor dem europäischen Teufel nieder?“ Doch das war noch nicht Alles. Der Mann wollte mich und meinen Katechisten in ein Gasthaus führen. Da hatte ich gut reden; er blieb bei seiner Einladung. Ich weigerte mich standhaft. „Ah,“ sagte er, „der Pater mag ohne Zweifel mit einem so elenden Menschen, wie ich bin, nicht speisen.“ Mein Katechist sagte mir, wollte ich die Einladung nicht annehmen, so würde sich der Mann äußerst verletzt und beleidigt fühlen. Ich sagte also zu, und wir traten in das bescheidene Gasthaus oder besser in die Herberge ein. Mein Katechist und ich mußten uns setzen, während der Mann dem Wirthe befahl, das Beste von seinem Vorrathe zu bringen. Die kleinen Schüsseln wurden aufgetragen. Ich bat den Mann, sich zu mir zu setzen. „Nein, nein,“ antwortete er, „das schickt sich nicht,“ und ließ Schüsseln ohne Zahl und Ende auftragen. Nun konnte er sich nicht mehr ruhig halten, so glücklich war er. Es bildete sich ein Kreis um ihn, und er begann alle zu ermahnen, Christen zu werden. „Es gibt kein anderes Mittel, wenn ihr nicht in die Hölle kommen wollt,“ sagte er ihnen. Als die Abreise drängte, bezahlte er großmüthig. Beim Abschiede sagte er mir, die Ehre, welche ihm der Pater erwiesen, werde er niemals vergessen.

Am 3. Mai des Morgens um 4 Uhr durchschritt ich die stillen Straßen von Tong-tseu. Von Zeit zu Zeit begegneten mir Pilger, welche einen gelben Sack auf der Schulter trugen. In demselben befanden sich Stäbchen, die mit der Rinde des Eju-zaumes präparirt waren und in der großen Pagode auf dem nahen Drachenhügel verbrannt werden sollten. Viele dieser Unglücklichen waren einen Theil der Nacht hindurch marschirt, um ihr Brand- und Rauchopfer in dem Tempel darzubringen. Solche Begegnisse sind darnach angethan, das Herz eines jeden Missionärs zu betrüben. Ich setzte meinen Weg fort in Begleitung eines armen alten Heiden, der seines Zeichens ein Karrenschieber war (vgl. das Bild S. 84), um zum erstenmale das heilige Opfer in der Nähe des großen Dorfes Schi, zwei Meilen von Tong-tseu, darzubringen.

Vor etlichen Jahren hatte eine junge Wittve mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, dem Drängen und den Ermahnungen ihrer neubekehrten Schwester nachgegeben und mit ihren Kindern die heilige Taufe empfangen. Sie bedurfte dazu großen Muthes; mußte sie doch nicht nur Kränkungen und bitteres Unrecht von ihren Nachbarn und Bekannten erdulden, sondern auch Placereien von ihren Eltern. Meines Wissens gibt es auf 10 Li im Umkreise keinen einzigen Christen. Durch ihren wahrhaft christlich erbaulichen Wandel zog die Frau den Segen des Himmels auf ihr Haus und ihre Nachbarn herab. Meine Vorgänger hatten diese verlassene Neubekehrte häufig besucht und ihr sogar eine Jungfrau zugeschiedt, um zu sehen, ob sich keine Hoffnung auf weitere Belehrungen biete. Allein die seltene vorübergehende Anwesenheit der Katechistin führte zu keinem sichtlichen Erfolge. Da mir die letzte Be-



Mahlzeit einer japanischen Bürgerfamilie.

stimmung meiner Obern die Hoffnung gewährte, mich besonders mit den Heiden von Tong-keu und dem südlichen Theile von Saimen beschäftigen zu können, beschloß ich, eine Jungfrau für immer dorthin zu schicken. Der liebe Gott hat ihre Anstrengungen gesegnet; das Erbreich war trefflich vorbereitet, um den guten Samen aufzunehmen.

Bei meiner Ankunft fand ich eine große Volksmenge. Die Leute hatten noch nie der Feier einer heiligen Messe beigewohnt. Das kleine Zimmer, welches zur Kapelle umgewandelt war, konnte zur Noth 30 Personen fassen. Wo sollte ich die ganze Menge unterbringen? Unter freiem Himmel; denn es gab kein anderes Mittel. Während der heiligen Messe hörte ich einzelne Worte, welche die Ceremonien erklären sollten; in der Katechismusstunde waren alle ganz Ohr. Nach der Messe hatten wir die Taufe eines erwachsenen armen Dieners, der, um dieses Glückes desto eher theilhaftig zu werden, zur Erlernung des Katechismus und der Gebete täglich in aller Frühe aufstand und sich erst spät am Abend zur Ruhe begab. Gegen 10 Uhr war Frühstück in dem kleinen Zimmer, welches sonst als Kapelle gebient hatte. Hiernach genossen wir einige Freiheit. Dazwischen konnte man einige nicht uninteressante Bemerkungen vernehmen. Einer sagte: 'Es ist doch merkwürdig, der Mann kommt aus Europa und spricht die Landessprache.' Ein zweiter meinte: 'Welch ein kleiner Popf!' Ein dritter: 'Aber das ist ja fast ein Mensch wie wir.'

Bald wagte sich ein hübscher kleiner Knabe von 11 Jahren ganz in meine Nähe. Er sah zum erstenmale einen 'Zen-wu'. Ich fragte den Kleinen, wem er gehöre, und erfuhr, er sei der einzige Sohn eines reichen Kaufmannes. Während ich mich eine Zeit lang mit den Umstehenden unterhielt, war es Mittag geworden. Ich wollte jede Katechumenenfamilie besuchen, um zu sehen, ob aller Aberglauben verschwunden sei. Bei meinem Gange folgte mir die ganze Versammlung. In der ersten Wohnung lernten 15 eifrige Katechumenen die Gebete mit großem Fleiße. Während des Tages lehrte die Katechistin die Kinder die Gebete, die ihrerseits Abends ihre Eltern beim Spinnrade unterrichteten. Wenn die Eltern das Kreuzzeichen machen können, das Vaterunser, Begrüßet seist du Maria und den Glauben gelernt haben, wird ein Examen abgehalten. Fällt es gut aus, so erhält das Kind eine Medaille. Sind Vater oder Mutter im Examen, so paßt das Kind gut auf, daß seine Schüler keinen Fehler machen und es so um seine Belohnung bringen. Dabei muß man den Eifer bewundern, welchen sich die guten Alten geben, um gut zu bestehen und ihren kleinen Lehrer zu befriedigen.

Hier noch ein ganz außerordentliches Ereigniß. Ein mehr als sechzigjähriger Greis war seit einigen Wochen eifriger Katechumene, allein er konnte kein Wort von den Gebeten behalten. Untröstlich über sein schlechtes Gedächtniß, beklagte er sich beim Heilande. Seine Geduld war trotzdem außerordentlich; brachte er doch ganze Stunden damit zu, dasselbe Wort zu wiederholen. Eines Nachts nun sah er, wie er selbst erzählt, jemanden in den Gewändern, wie sie der Zen-wu bei der heiligen Messe trägt; darauf sah er eine schöne Frau, welche er für die heilige Jungfrau hielt. Sogleich klagte er ihnen, daß er die Gebete nicht lernen könne, und erhielt zur Antwort, er solle den Muth nicht sinken lassen. Von diesem Augenblicke an kann er nicht nur etwa zwei bis drei Worte, sondern eine ganze Seite ohne große Schwierigkeiten im Tage auswendig lernen. Jedermann ist darüber erstaunt und sieht darin die Belohnung für den

lebendigen Glauben und den guten Willen des Mannes. Gewiß wird dieser Arbeiter von der ersten Stunde einen reichen Lohn erhalten.

Bei unseren Besuchen kamen wir an einem 'Zast' vorüber. Ich hielt das Haus für heidnisch, indeß man rief uns an. Auf meine Frage, ob die Leute Katechumenen seien, sagte mir mein Führer: 'Nein, ihr Haus ist mit Teufeln (Götzenbildern) ausgestattet.' — 'Einerlei,' sagte ich, 'man ruft uns, also wollen wir gehen.' Die Leute hatten gesehen, wie die anderen Katechumenen zu meiner Begrüßung herbeigeeilt waren und sich dabei nach Landessitte zu Boden warfen; nun thaten sie dasselbe. 'Ihr seid ja keine Christen,' sagte ich ihnen, 'euer Haus ist ja eine wahrhaftige Hölle; seht doch diese Teufel!' — 'Gewiß, aber wir werden sie hinaustreiben, wenn der Pater Bilder an ihre Stelle setzen will.' — 'Daran soll's nicht fehlen, sehr gerne.' Die Götzenbilder wurden zerschlagen, und die guten Leute lernten das heilige Kreuzzeichen machen. Unterdessen war die Menge es müde geworden, mich zu begleiten, nur drei oder vier Heiden blieben treu. Unter ihnen gewährte ich den kleinen Sohn des reichen Kaufmannes. Derselbe harrete standhaft an meiner Seite aus. 'Du mußt ja ganz müde sein,' sagte ich ihm. 'Zu Hause weiß man nicht, wo du bist, und dein Lehrer wird dich gewiß strafen.' Der Kleine wendete sich zu meinem Führer und sagte ganz leise: 'Was ist der Pater so gut! Man erzählt, er kaufe Kinder, um sie zu tödten und aufzufressen; aber nicht wahr, das ist falsch?' — 'Du siehst ja ganz gut,' erwiderte der Führer, 'hier sind mehrere Kinder bei Pflegemüttern, und für jedes bezahlt der Pater monatlich 600 Sapeten (40 Mk.). Aber möchtest du nicht gerne Christ werden?' — 'Ja,' sagte der Kleine, 'schau, ich kann schon das Kreuzzeichen machen.' In der That, vom bloßen Zusehen bei den Katechumenen hat er es gelernt und will es, wie er mir sagte, Morgens und Abends machen. Wenn der Kleine nur das Glück hätte, christlichen Eltern anzugehören, aber so setzt er sich der Gefahr aus, Unbild und Schläge leiden zu müssen, wenn er das heilige Kreuzzeichen macht."

Apostol. Vikariat Süd-Siangsi. Ueber die weiteren Fortschritte der Verfolgung, von der wir bereits im letzten Jahrgange S. 255 berichteten, schreibt der apostol. Vikar, Mgr. Ab. Rouger aus der Lazaristencongregation, aus Schang-hai unter dem 20. November 1886 den folgenden Brief:

"Seit meiner Abreise aus dem Vikariate hat sich die Verfolgung noch auf andere Dörfer außerhalb Pin-Lu ausgedehnt. Da völlige Strafflosigkeit und die Aussicht auf Beute den Muth unserer Feinde erhöhten, haben sich dieselben 5 bis 6 Meilen von hier in den Bergen festgesetzt. In einem zweiten Dorfe, Namens Ke-umi-uo, haben sie die nämlichen Schandthaten wie in Pin-Lu verrichtet. Nichts blieb verschont, weder Privathäuser, noch die Kapelle, noch die Priesterwohnung; nur unterließen sie es dießmal, dem Feuer zu übergeben, was sie nicht mitschleppen konnten. Wie viel Elend ist hier wiederum zu lindern! Von Ke-umi-uo wie von Pin-Lu gelangen fortwährend neue Nothrufe zu dem apostol. Vikar. Ich habe freilich eine kleine Geldsumme an Herrn Pérès gesendet, allein trotzdem lassen seine Briefe auf einen traurigen Winter schließen. Bereits sind mehrere Christen vor Elend gestorben; haben sie ja doch weder Kleider noch Decken, an den Häusern fehlen Thüren und Fenster. Die Nachfröste werden unaussprechlich Krankheiten im Gefolge haben; die Sterblichkeit bringt in die Familien und bald werden unsere Christen decimirt sein. Dabei sind jene noch

glücklich, die nach standhaftem Kampf für ihren Glauben in die Ewigkeit eingehen, um den Lohn für ihre Geduld zu empfangen. Manche lassen sich leider entmuthigen. Da sie sehen, daß weder die chinesischen noch die französischen Behörden ihnen zu Hülfe eilen, täuscht sie das falsche Mitleid ihrer Eltern und Freunde. Die letzten Briefe aus dem Innern melden bereits von drei Dörfern, die, um ihre zeitliche Habe zu retten, schwach genug waren, ihr ewiges Gut zu opfern. Mag auch der Abfall vor ihrem Gewissen nur erheuchelt sein, sicher bleibt er ein öffentliches Aergerniß, und für spätere Zeiten muß er jedermann, dem Bischöfe, den Missionären, den Familienhäuptern, große Unannehmlichkeiten bereiten. Wenn nun der Tod vor der Wiederherstellung des Friedens einen jener Unglücklichen in diesem Zustande hinwegrafft? Mein Gott, welch' traurige Folgen!"

Armenien.

Die auf besondern Wunsch unseres Heiligen Vaters in Kleinasien gegründeten Missionen nehmen, namentlich auf dem Gebiete der Schulen, einen recht erfreulichen Fortgang, der für die Zukunft zu großen Hoffnungen berechtigt. Daß es auch in Armenien den Missionären übrigens nicht an Gefahren fehlt, kann man dem folgenden Briefe P. Chauwets S. J. entnehmen, der in Mersivan thätig ist:

„Fast hätte die Pistole der Räuber dieses Jahr meinem Leben ein Ende gemacht, wäre Gott in seiner Barmherzigkeit mir nicht zu Hülfe gekommen. Auf Bitten mehrerer schismatischer Familien von Tschorum, welche in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehren wollten, hatte R. P. de Damas beschloffen, dort ein Haus zu miethen. Daselbe sollte zugleich als Schule und Kirche dienen. So wurde ich also bestimmt, die Leute monatlich einmal zu besuchen. Am 11. Juli traf ich das erste Mal dort ein und feierte an den beiden folgenden Tagen die heilige Messe. Leider hinderten uns mißliche Umstände, die Schule zu eröffnen; trotzdem verharrten die genannten Familien treu bei dem Vorsatze ihres Uebertrittes. Schon früher, am 1. Mai, hatte ich sie einmal flüchtig besucht, um sie zu benachrichtigen, daß ihnen der hochwürdigste Bischof von Trapezunt einen Priester zu schicken gedente. Gewöhnlich legt man den Weg durch das Gebirg von Mersivan nach Tschorum in zehn Stunden zurück. Auf der halben Strecke befindet sich eine Herberge und ein türkischer Gensdarmereiposten zum Schutze der Reisenden in dieser verrufenen Gegend. Landeskundige geben den guten Rath, zur größeren Sicherheit dem Wirthse einen kleinen Verbiensst zu gönnen. Ich bestellte mir also eine Tasse Kaffee, was mich jedoch ebenso wenig wie die türkischen Soldaten vor den Händen der Räuber sicherte. Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr etwa setzten wir unsern Weg fort. Eine Stunde mochten wir ungefähr gefahren sein, als mein Wagen anhielt. Anfänglich achtete ich nicht weiter darauf; plöblich jedoch erschien ein riesiger Circassier im Nationalcostüm mit zwei Gefährten. Die Flinte auf dem Rücken, den Degen an der Seite, gab er mir in gebrochenen Worten seine Absicht kund, mein Gepäc einer näheren Besichtigung unterziehen zu wollen. Da gar manche Circassier im Dienste der Regierung stehen, hielt ich die drei Gefellen für Zollbeamte, welche bei mir nach Tabak sahn deten. Ich zeigte ihnen, was ich gerade zur Hand hatte, und versicherte, daß ich durchaus nichts Zollpflichtiges besitze. Meiner Aussage schenkten die drei jedoch keinen Glauben; im Gegentheil, ich mußte meinen Tragaltar öffnen, welchen sie unter einigen Decken aufgespürt hatten. Als ich nun auf Geheiß des Anführers den Wagen verließ,

gewahrte ich zwei weitere berittene Circassier. Da dieselben gleichfalls bewaffnet waren, wurde ich in meinem Glauben, sie seien Gensdarmen, nur noch bestärkt. Unterdessen hatte sich der Große meines Ueberziehers bemächtigt und ihn dem nächsten Reiter zugeworfen. Nun wurde mir die Zollvisitation doch etwas verdächtig, zumal da die anderen ungeschert meine ganze Habe: Reisefack, Mundvorrath und Altargeräth auf dem Boden ausbreiteten. Mit gezücktem Säbel forderte man mich auf, das Futteral zu öffnen, welches meinen Kelch enthielt. Sobald der Hauptmann den funkelnden Glanz sah, riß er das heilige Gefäß an sich, klopfte ein paarmal mit dem Degen daran und rief: ‚Wahrhaftig, das ist Silber!‘ Dann übergab er den Kelch dem Nächsten und warf die Umhüllung fort. Vergebens erklärte ich, daß mir das Geraubte unumgänglich nothwendig sei; die Leute ließen sich in ihrem Geschäfte nicht irre machen. Eine wollene Decke, die Altartücher, mein Regenschirm gehen denselben Weg, ebenso der Mundvorrath. Nach dieser gründlichen Untersuchung verlangte man auch noch mein Geld. ‚So,‘ sagte ich, ‚erst nehmt ihr mein Gepäc, und dann wollt ihr noch baare Münze?‘ Offen gestanden, dieser Zolldienst kam mir nachgerade gar absonderlich vor. Ich hielt unterdessen mein Portemonnaie mit ungefähr 5 Franken in der Hand. Da der Große sich augenscheinlich reiche Beute versprach, hieb er mir mit seinem Flintenlauf über den Kopf, warf mich zu Boden und setzte mir den Fuß auf den Hals, während ein anderer sich meiner Börse und meiner Uhr bemächtigte. Als ich mich wieder erhob, wurde ich buchstäblich rein ausgeplündert, nur meinen Rosenkranz durfte ich behalten. Mein Tragaltar wurde auf's Neue durchwühlt, wobei den Räubern ein silbernes Ciborium in die Hände fiel. Damit gab sich der Hauptmann jedoch keineswegs zufrieden; er und sein riesiger Gefelle legten auf mich an und verlangten zum letzten Male meine versteckten Schätze. Jetzt ward es mir doch etwas unheimlich zu Muthe; während ich rathlos da stand, näherte sich ein gleichfalls beraubter Reisender und flüsterte mir in armenischer Sprache zu: ‚Die Leute wollen Geld.‘ ‚Ich habe keines‘, antwortete ich ihm; den gleichen Bescheid gab ich auf türkisch den Räubern. Da dieselben ungläubig nach mir zielten, wollte ich wenigstens als guter Christ unter den Mohammedanern sterben und machte ein großes Kreuz, fest überzeugt, daß mein letztes Stündlein gekommen. Doch siehe, die Banditen senkten die Waffen und hörten endlich auf die Vorstellungen des Armeniers, sowie meines Wagenführers, welche versicherten, daß ich nicht aus Constantinopel, sondern nur aus Mersivan komme und absolut nichts mehr besitze. Nachdem der Hauptmann sich noch meine Schuhe angeeignet hatte, zog die Bande ab.

Jetzt will ich Ihnen einige Nachrichten über unsere Arbeiten geben. Am 6. December wurde ein Diakon, der im März vorigen Jahres den Irrthum abgeschworen, zum Priester geweiht. Gegenwärtig wohnt er bei uns zu Amasia und versteht als Pfarrer den Dienst bei der armenisch-unirten Gemeinde. Einer unserer Lehrer, welcher schon lange den Beruf zum Priestertume fühlte, empfing am 3. Januar 1886 die Diakonatsweihe. Am 3. Februar übergab mir der Vicar des Bischofs einen armen Familienvater, welcher, ehemals Schismatiker, dann Protestant, sich jetzt in einem traurigen Zustande befand. Der böse Geist hatte den Unglücklichen bergestalt in der Gewalt, daß er ihn durch fortgesetzte Quälereien dahin brachte, die gräßlichsten Lästerungen gegen den heiligen Geist auszustößen. Der Bedauernswerthe glaubte nicht im Stande zu sein, dem Drängen Widerstand leisten zu können; trotzdem sagte er nach jeder Ver-

wünschung: 'Ich habe gesündigt, ich habe Unrecht gethan', und weinte dabei wie ein Kind. Mit Guttheilung des Generalvikars und der Obern nahm ich mich des Mannes an. Ich lehrte ihn das Vaterunser, den englischen Gruß, die Acte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Reue und gab ihm einen kurzen Abriss der Christenlehre. Beim Anhören seufzte er wie ein Ohnmächtiger, der wieder aufzuathmen beginnt. So oft die Dämonen Satans sich von Neuem einstellten, ließ ich ihn Ignatiuswasser trinken und die heiligsten Namen Jesus und Maria aussprechen. Das half! Die Anfälle wurden seltener, weniger heftig und haben endlich ganz aufgehört. Nach mehrtägigem strengen Fasten beichtete der arme Mann, empfing die heilige Communion und ist jetzt, Gott sei Dank, ruhig und zufrieden. — In der Osterwoche unterrichtete ich eine Protestantin öffentlich in der Kirche. Ihre Vorurtheile gegen das heiligste Altarsacrament, die allerheiligste Jungfrau, die Beicht und letzte Delung sind gefallen. Sonntag den 9. Mai empfing

sie das Bußsacrament und die heilige Communion. Auf Pfingsten endlich gingen elf Knaben und zehn Mädchen zum erstenmale zum Tische des Herrn. Die Knaben waren ehebem alle schismatisch, hatten aber selbst von ihren Eltern die Erlaubniß erwirkt, bei uns beichten und zum heiligen Abendmahl gehen zu dürfen. Von den Mädchen gehörten höchstens vier katholischen Eltern an. Das war eine schöne Eroberung für den wahren Glauben. Mädchen

die Eltern, welche der Feier zu ihrer großen Erbauung beiwohnten, halb nachfolgen!"

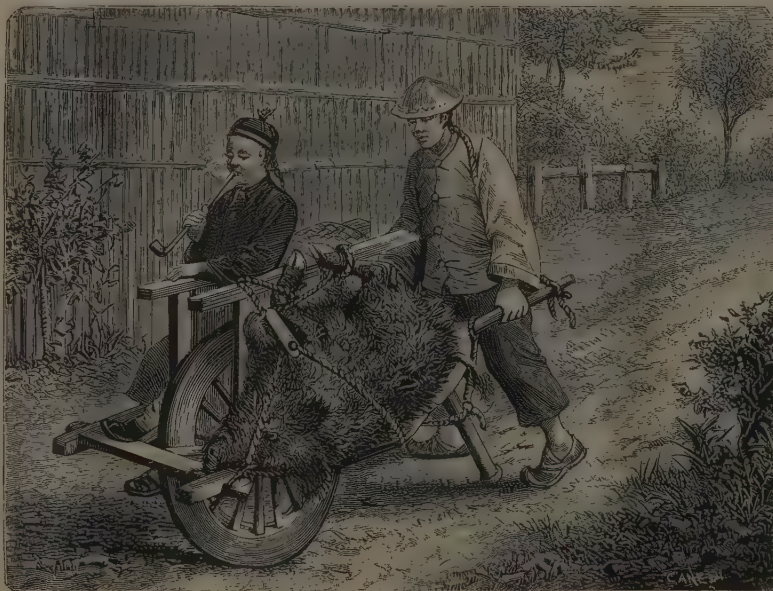
Dem Briefe P. Chauvets fügen wir noch einige Zeilen seines Ordensgenossen P. Bervier bei, der in Siwas thätig ist.

Siwas, das alte Sebaste, hat sein alterthümliches Aeußere fast gänzlich verloren; nur dürftige Mauerreste längs der ausgefüllten Gräben lassen auf die alte Feste schließen. Unter den noch erhaltenen Baudenkmälern aus früherer Zeit nimmt die von den Selbstschulkenfürsten von Monium gegründete Schule, jetzt im Besitze der Katholiken, die erste Stelle ein (Bild S. 85). Die beiden Minarets über dem Eingangsthor sind Backsteinbauten einer späteren Zeit, während das Ganze, in Haustein und Marmor, einer früheren Periode angehört. Die Vorderseite der Schule ist mit Steinarabesken überkleidet, welche in Zeichnung und Ausführung wahrhaft künstlerische Vollendung aufweisen. In die Umfassungsmauer hinein ist ein Brunnen gearbeitet, und niedere Thürmchen mit reichen Haut- und Vasreliefs umschließen

in gleichen Abständen kreisförmig den ganzen Bau. Das gewaltige ehemalige Portal ist jetzt vermauert, nur eine kleine Thüre führt in die unbedeckte frühere Gesezeschule des Islam, deren altersgeschwärzte Wände Koransprüche aufweisen. Eine Inschrift über dem Eingang gibt als Gründungszeit die Regierung Sultan Ghiath-ad-Din-Kai-Kosru an, welche etwa in das Jahr 1272 nach unserer Zeitrechnung fällt. P. Bervier schreibt:

„Die Hauptsorge widmen wir den Schulen und der Katechese, doch kommen wir hoffentlich mit der Gnade Gottes allmählich auch noch weiter. Außer dem Bebrante beschränkt sich unsere Thätigkeit auf den Gottesdienst und die sonntägliche Prebigt. Die Kinder machen recht gute Fortschritte und bringen unsere Anstalt dadurch in immer besseres Ansehen. Leider entzogen uns die Ränke der Schismatiker fast 40 Schüler. Gott sei Dank, heuer sind sie alle wiedergekommen, ja, ihre Zahl hat sich selbst verdoppelt, und täglich können wir noch neue aufnehmen. Natürlich kann der Teufel diesen apostolischen Ar-

beiten nicht müßig zusehen; vielmehr sucht er uns allerhand Hindernisse in den Weg zu legen, fast wäre es ihm sogar gelungen, uns zur Schließung unserer Hauptschule zu zwingen. Ich will Ihnen kurz den Verlauf der Sache erzählen. Am 6. September theilte mir ein junger Mann mit, er habe von einem Schreiber vernommen, die Rathsmitglieder hätten den Entschluß gefaßt, uns nöthigenfalls mit Waffengewalt zum Aufgeben der Anstalt zu vermögen. Schon



Chinesische Schieblarre.

war ein Befehl an die Polizei ausgefertigt, die Kinder vom ferneren Schulbesuche abzuhalten. Um dieselbe Zeit wurde der Vorsteher von Siwas, Refaat-Pascha, veretzt. Wenngleich der Mann nicht gerade unser Freund war, so stand er uns doch auch nicht feindlich gegenüber, vielmehr erklärte er, als man in seiner Gegenwart über unsere Angelegenheit verhandelte, die Maßregel komme jetzt zu spät, man hätte uns von vornherein an der Eröffnung einer Schule hindern sollen. Der Beamte hatte jedoch kaum die Stadt verlassen, als auch schon unsere Gegner ihre Wühlereien ungescheut wieder aufnahmen, und jetzt gelang es ihnen, die Behörde zu veranlassen, bei der Polizei die nöthigen Schritte gegen uns zu thun. Am 8. October lud mich ein Polizeioffizier vor seinen Chef. Als ich in Begleitung unseres Freundes, des armenisch-katholischen Pfarrers, dort erschien, wurden wir mit großer Zuvoorkommenheit empfangen, zugleich machte mich der Beamte mit dem gegen uns erlassenen Befehl bekannt. Obgleich wir gegen die ungesetzliche Maßregel

Verwahrung einlegten, konnten wir nur einen Aufschub von drei Tagen erlangen. Sofort benachrichtigte ich P. de Damas und den französischen Consul in Trapezunt von dem Vorgehen der Behörden. Bald darauf erhielt ich die Antwort, unser Gesandter werde die Sache bei der hohen Pforte zur Sprache bringen. Da bis zum Ablauf der Gnadenfrist weitere Nachrichten ausblieben, war ich begreiflicherweise etwas aufgeregt. Trotzdem ließ ich den Kindern gegenüber nichts verlauten, war vielmehr entschlossen, nur der Gewalt zu weichen. Meß-Bey, unser erbittertester Gegner, rief sich schon vergnügt die Hände und äußerte seinen Vertrauten gegenüber: „Am Montag sollt ihr sehen, wer es mit den Missionären hält.“ Endlich, als der verhängnisvolle Tag kam, zog ich die französische Flagge auf und wartete die Ereignisse ab. Der Morgen verging, die Polizei aber erschien nicht; unsere Kinder dagegen stellten sich wie gewöhnlich ein. Um 10 Uhr übertraf mich der armenische Priester mit der guten Nachricht: „Morgen trifft ein neuer Regierungsbeamter hier ein; der Vorsteher hat den Muth verloren und seinen Befehl, gegen uns einzuschreiten, zurückgenommen.“ Gott sei Dank! jetzt haben wir Ruhe. Seit Reschid-Pascha und die Spitzen der Behörden von Siwas selbst unsere französischen Schüler sind, begegnet man uns überall mit großer Hochachtung.“



Altes Selbstschutten-Monument, jetzt katholische Schule in Siwas.

Vorderindien.

Travancor. Den gütigen Mittheilungen eines Missionärs in Travancor entnehmen wir die folgenden statistischen Angaben über die dortigen religiösen Verhältnisse:

Das Reich Travancor liegt im äußersten Südwesten Vorder-

indiens. Es ist den Engländern tributpflichtig, wird aber von einem einheimischen Fürsten regiert und hat seine eigene Verfassung. Nach der Volkszählung vom 18. Mai 1875 belief sich die Gesamtbevölkerung des Reiches auf 2 311 379 Seelen¹. Dieselbe war namentlich in den letzten zwanzig Jahren sehr erheblich gewachsen; denn nach der Zählung von 1854 hatte Travancor erst 1 262 647 Einwohner.

Herrschende Religion ist das Heidenthum; im Jahre 1875 betrug die Zahl seiner Anhänger 1 700 317, die der Christen 468 518, die der Muhammedaner 139 905; der kleine Rest der Bevölkerung vertheilte sich auf andere religiöse Bekenntnisse.

Der Götzendienst hat immer noch tiefe Wurzeln im Volke; die heidnischen Priester, die Brahmanen, besitzen großen Einfluß, und die zahlreichen, zum Theil prachtvollen Göztempel, sowie uralte, tief eingewurzelte Gewohnheiten, Sitten und Anschauungen bilden eine starke, schwer zu durchbrechende Schutzwehr für das Heidenthum.

Pagoden oder Göztempel gibt es im Ganzen in Travancor 9307. Sie zerfallen in zwei Klassen. Zur ersten gehören die den höheren Götzen geweihten; ihre Zahl beläuft sich auf 6065. Die zweite Klasse bilden die der niederen Gottheiten; ihrer gibt es 3242. Von den Pagoden der ersten Klasse stehen 1220,

von denen der zweiten Klasse nur 75 unter der unmittelbaren Obforge der Regierung; die übrigen gehören einzelnen Gemeinden oder Privatpersonen.

¹ Sie ist inzwischen gestiegen. In „Empire of India, Colonial and Indian Exhibition“, 1886, p. 7, wird die Zahl der Einwohner auf 2 401 158 angegeben.

Der Werth aller dieser dem Götzendienste geweihten Gebäude wurde im Censusbereicht von 1875 nach ungefährender Schätzung auf 30 Millionen Mark veranschlagt, eine Summe, welche unserem Berichterstatter viel zu niedrig erscheint. Zu manchen Tempeln gehören überdies nicht bloß ausgedehnte Besitzungen, sondern sie bergen auch in ihrem Innern große Schätze an Gold und Silber, zu welchen nur den Brahmanen der Zugang offen steht. Viele sind so prachtvolle und großartige Bauten, daß man sie nicht ohne Bewunderung und Staunen betrachten kann.

Das Christenthum scheint schon sehr früh in jenen Gegenden gepredigt und verbreitet worden zu sein. Bereits der heilige Apostel Thomas soll an der Malabarküste das Evangelium gepredigt haben. Leider fanden später die Irrlehren des Nestorius und anderer Eingang und große Verbreitung. Die kirchlichen Zustände gestalteten sich nun im Laufe der Jahrhunderte immer trauriger; der Glaube und die Sitten geriethen immer mehr in Verfall. Im Jahre 1599 gelang es jedoch dem damaligen Erzbischof von Goa, Menezes, auf der Synode von Diamper einen sehr großen Theil der Irrgläubigen zur Kirche zurückzuführen. Allein schon im Jahre 1653 kündigten viele den kirchlichen Oberhirten den Gehorsam wieder auf. Aus dieser Spaltung suchte der jakobitische Patriarch von Antiochien Vortheil zu ziehen. Er sandte deshalb den der gleichen Secte angehörigen Erzbischof Gregor von Jerusalem nach Indien, und dieser mußte auch wirklich der Irrlehre des Eutyches zahlreichen Anhang zu verschaffen.

Das ist der Ursprung der jakobitischen Häresie in Travancor. Sie dauert fort bis auf den heutigen Tag. Ihre Anhänger sind in religiöser Beziehung sehr unwissend; sie sind selbst nicht im Stande, anzugeben, was sie glauben; ihre Lehre ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Irrlehren.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist auch der Protestantismus in Travancor thätig gewesen. Die Christen dieses Reiches theilen sich somit in Katholiken, Jakobiten und Protestanten. Die Gesamtzahl der Katholiken in Travancor beträgt 264 941, welche sich auf die apostolischen Vikariate Verapoly und Quilon und das Erzbisthum Goa vertheilen.

Zum apostolischen Vikariat von Verapoly gehören 30 422 Katholiken vom lateinischen Ritus und 134 717 vom syrischen. Erstere haben 22, letztere 130 Kirchen¹.

Dem apostolischen Vikar von Quilon unterstehen in Travancor 73 310 Katholiken². Das Erzbisthum Goa zählt dabei selbst 26 492 Angehörige.

Die Jakobiten sind seit Jahren unter sich uneins. Ein Theil derselben erkennt den Patriarchen von Antiochien als Oberhaupt an. Diese haben sieben Bischöfe in Travancor, deren Ansehen jedoch sehr gering ist. Wenn die Untergebenen ihrem Hirten nicht mehr folgen wollen, so verlassen sie ihn und schließen sich einem andern an. Eine zweite Partei betrachtet den Bischof von Malabar als rechtmäßiges Oberhaupt. Dessen

Sitz, so behaupten sie, sei vom heiligen Apostel Thomas gegründet. Sie haben nur einen Bischof.

Für die Verbreitung des Protestantismus sind in Travancor zwei Missionsgesellschaften thätig, die eine im Süden, die andere im Norden. Im Jahre 1875 wurde die Zahl der Protestanten in Travancor auf 61 284 angegeben.

Die Muhammedaner haben 333 Moscheen. Charakteristisch ist an ihnen die Einigkeit in allem, was das besondere oder öffentliche Wohl ihrer Religionsgenossen angeht. Sie findet sich hier zu Lande weder bei den Heiden, noch bei den Christen. Die äußeren religiösen Gebräuche werden von den Muhammedanern mit der größten Pünktlichkeit beobachtet.

Aequatorial-Afrika.

Apostol. Vikariat des Victoria-Nyanza-Sees. Ueber die Verfolgung in Uganda, oder wie die Missionäre jetzt schreiben, Buganda, welche mit der Ermordung des anglicanischen Bischofs Hannington ihren Anfang nahm, haben wir schon letztes Jahr S. 192 ff. berichtet. Schon damals hatten wir den Tod eines Neophyten Namens Joseph, der lebendig verbrannt wurde, zu erzählen. Viele junge Christen sind seither des gleichen grausamen Todes für den Glauben gestorben, und wie man aus den beiden folgenden Briefen Mgr. Rivinac und P. Lourbels ersehen kann, hat es den Anschein, als ob die aufblühende Christengemeinde im Nordwesten des großen Nyanza-Sees dem gänzlichen Verberben entgegengehe. Den Nachrichten der anglicanischen Missionäre zufolge, welche in Uganda ebenfalls eine Gemeinde besitzen, wüthete der Nachfolger Mtesa's gegen ihre Anhänger ebenso grausam wie gegen die Katholiken. Auf einem ungeheuern Holzstoß sollen 32 gemeinsam verbrannt worden sein.

Später hoffen wir noch das Tagebuch P. Lourbels zu veröffentlichen, welches eine Reihe rührender Züge aus der Verfolgung enthält. Mgr. Rivinac, der apostolische Vicar von Victoria-Nyanza, schreibt unter dem 31. Juli 1886 aus der Station U. L. F. von Kamoga (Bukumbi):

„Ich hatte mich in unsere theure Mission von Buganda (Uganda) begeben, um die Visitation abzuhalten. Zugleich machte ich mir Hoffnung, dort am Heile der Seelen arbeiten zu können, so lange mich meine Antsypflichten nicht anderswohin riefen. Leider wurde meine Hoffnung vereitelt; denn kaum hatten wir den Fuß ans Land gesetzt, als die Verfolgung mit doppelter Heftigkeit wiederum losbrach. Ein Gesetz verbot unter Todesstrafe die Ausübung unserer heiligen Religion. So können wir also in den Dörfern keine Missionen mehr abhalten, unsere Neophyten und Katechumenen dürfen sich höchstens unter dem Schutze der Nacht zu uns wagen, aber auch so laufen sie noch Gefahr, von den Spionen des Königs ergriffen zu werden. Während des Monats, den ich zu U. L. F. von Rubaga zubrachte, zögerten viele nicht, sich dieser Gefahr auszusetzen, und so konnte ich 97 der am besten Vorbereiteten die heilige Firmung spenden. Es kam wohl vor, daß ich vier- und fünfmal in derselben Nacht geweckt wurde, um diese theuren Besucher zu empfangen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr mich diese Wirkungen der göttlichen Gnade in den Herzen der Neubekehrten rührten. Dem grausamen Tode, der sie bedroht, sehen sie mit dem ruhigen Muth eines unerschütterlichen Glaubens entgegen. „Die Mörder,“ sagen sie oft, „töden den Leib, die Seele können sie nicht töden; sie quälen uns eine Zeitlang,

¹ Die Gerichtsbarkeit des apostolischen Vikars von Verapoly beschränkt sich nicht auf Travancor. Es unterstehen ihm außerdem in den englischen Besitzungen 15 731 Katholiken vom lateinischen Ritus und 9888 vom syrischen; im Reiche Kotschin 42 515 Katholiken vom lateinischen und 62 091 vom syrischen Ritus. Die Gesamtzahl der Katholiken dieses Vikariats beträgt 295 364.

² Außerdem zählt das Vikariat Quilon gegen 10 000 Angehörige in den englischen Besitzungen.

aber die Seele erreichen sie nicht; denn die geht zum lieben Gott, der sie auf ewig glücklich macht.'

Viele fragen uns, ob sie sich ohne den Schein eines Abfalles vom Glauben verbergen dürften, oder ob es nicht besser sei, vor dem Könige offen ihr Christenthum zu bekennen. Bei den Bugandas dürfte die Zahl der Opfer wohl hundert übersteigen, indessen konnten wir bis jetzt erst die Namen von 22 Martyrern erfahren. Die Seelenstärke, welche sie inmitten der schrecklichsten Qualen bewiesen, brachte, wie in den ersten Zeiten des Christenthums, die Heiden auf den Glauben, wir besäßen ein geheimnißvolles Zaubermittel, das uns die Leiden versüße und den Tod verachten lasse. Was wird nun die Verfolgung in diesem Theile unserer jungen Kirche zu Stande bringen? Menschlicher Weise betrachtet, muß das Christenthum hier im Keime erstickt werden; denn Muanga hat erklärt, dessen Bekenner in seinem Lande auszurotten, und für ihn ist das ja eine Leichtigkeit. Ich meinerseits hoffe, daß hier, wie anderswo, das Blut der Martyrer zum Samen des Christenthums werde; ich bin voll Vertrauen und danke Gott, daß er sich würdigte, unsere Christen als erste Blutzugeen unter den Regern zu erwählen.

Bald nach meiner Ankunft in Buganda schlugen mir die englischen Prediger vor, mit ihnen den König aufzusuchen und ihn um Einstellung der Verfolgung zu bitten oder um die Erlaubniß, uns aus seinem Lande entfernen zu dürfen. Ich glaubte diesen Vorschlag ablehnen zu müssen. Nach der Ansicht aller meiner Mitbrüder und der Neophyten, welche ich um Rath fragte, würde dieser Schritt den Haß gegen die Christen und den Argwohn gegen die Missionäre nur noch gesteigert haben. Höchst wahrscheinlich hätte uns Muanga in Gewahrsam gehalten, oder, falls er in die Abreise willigte, uns auf dem See niederzulegen lassen.

Gesetzt auch, wir hätten glücklich entkommen können, eine Freigabe wäre es sicher gewesen, unsere Neophyten gerade in dem Augenblicke zu verlassen, wo sie unseres Rathes, unserer Aufmunterung und unseres Beispiels so sehr bedürfen.

Ich gab also den Herren zur Antwort, sie möchten nach ihrem eigenen Ermessen vorangehen, wir unsererseits wollten uns durchschlagen, so gut es gehe. Es ist möglich, daß sie mir dafür in ihren Briefen zur Last legen, ich hätte mich geweigert, im Einverständniß mit ihnen zu handeln. Ich muß gestehen, in Buganda waren die Herren mir gegenüber sehr zuvorkommend, sie statteten mir zuerst ihren Besuch ab und gingen selbst so weit, daß sie mir versicherten, sie schätzten sich glücklich ob meiner Ankunft, da sie von derselben manches zum Besten der Religion erhofften.

Augenblicklich spricht man von einer Intervention der europäischen Mächte, die wirklich gerade jetzt keineswegs unmöglich wäre. Emin Bey, der Gouverneur von Aequatorial-Aegypten, steht mit zwei- bis dreitausend Mann im Norden von Buganda. Seit drei Jahren war ihm eine Verbindung mit Aegypten unmöglich. Schon war er im Begriffe, Alles zu verlassen und mit den Leuten, welche ihm freiwillig folgen wollten, nach Sansibar zu gehen. Allein immer verschob er die Ausführung und wartete auf Befehle seiner Regierung. Vielleicht wird England, das sich die Beruhigung Aegyptens zur Aufgabe stellte, über Sansibar die nöthigen Hülfsstruppen schicken, um einen regelrechten Krieg gegen Buganda zu beginnen. So würde es den Tod des anglicanischen Bischofes Hannington, welcher auf Befehl Muanga's hingerichtet wurde, rächen und

die britisch-ägyptische Macht am oberen Nil aufrecht erhalten. Freilich würde diese Intervention die Missionäre in eine sehr kritische Lage versetzen, und sie müßten sich, falls sie könnten, vom Kriegsschauplatz entfernen. Doch lassen wir den lieben Gott sorgen. Bei der gegenwärtigen Lage Buganda's, welche lange anzuhalten, ja sich selbst zu verschlimmern droht, glaube ich im Interesse der Klugheit nur drei Missionäre im Norden des Nyanza zurücklassen zu sollen, während ich mich selbst nach dem Süden zurückzog, um von hier aus den Rest meines großen Vicariats zu überwachen. Somit haben P. Giraud und ich den Weg nach Bukumbi angetreten, wo wir vorgestern eintrafen. Die PP. Courdel und Denoit bleiben furchtlos mit Br. Amance in Buganda, um die Neubekehrten aufzurichten und deren Gefahren zu theilen. Wenn es die Umstände gestatten, will ich mit P. Giraud einen großen Stamm, von dem man uns viel Gutes berichtete, besuchen. Dort hoffe ich eine neue Mission zu gründen, welche für den Augenblick die von Buganda ersetzen soll."

Der Brief P. Courdels trägt das Datum „Station U. L. F. Maria-Rubaga, 25. Juni 1886“, und lautet:

„So brauchen wir also fürder andere Missionen nicht mehr zu beneiden; Buganda hat seine eigenen Martyrer. Wir befinden uns mitten in der heftigsten Verfolgung. Zwanzig unserer besten, einflussreichsten Neophyten wurden verbrannt, andere hat man niedergemetzelt und in Stücke gehauen, weil sie das ehrenvolle Verbrechen begingen, der Religion unseres Herrn Jesus Christus zu folgen. Manche sind schrecklich verstümmelt worden; wieder andere wurden grausam auf die Fußsohlen gepeitscht; viele schmachten in Banden und erleiden täglich die ausgefuchtesten Qualen von ihren unmenschlichen Henkern.

Unsere übrigen Neubekehrten und Katechumenen, geheßt wie wilde Thiere, wissen nicht, wo sie sich verbergen sollen. Ihre eigenen Eltern fürchten sich bloßzustellen, wenn sie ihnen Zuflucht gewähren, und versagen sie deshalb aus dem Vaterhaus. Ich kenne nur einen unter den Neophyten, der sich schwach bewies. Allnächtlich kommen die Leute zahlreich, um die heilige Firmung zu empfangen; denn bis jetzt hat man noch keine Wächter gedungen, welche unsern Verkehr mit den Eingeborenen hindern. Einen Augenblick meinten auch wir, dem glänzenden Heere der Martyrer eingereiht zu werden; allein ich glaube, Gott hielt uns noch nicht für würdig, die Palme zu erringen. Mgr. Livinhac, unser verehrter apostolischer Vikar, hätte seine apostolische Laufbahn zu schnell beendet und wäre zu leichten Kaufes davon gekommen. Der Teufel erhielt augenblicklich nur Gewalt, jene anzugreifen, welche wir im Glauben wiedergeboren haben, an unsere Person durfte er sich noch nicht wagen. Später trifft vielleicht auch das noch ein. — Der hochwürdigste Herr begibt sich mit P. Giraud nach Bukumbi, während P. Denoit, Br. Amance und ich hier bleiben, um unsere Christen inmitten des schrecklichen Kampfes zu stärken und zu ermuntern, bessere Zeiten abzuwarten, die bei der großen Unbeständigkeit des Negercharakters vielleicht nicht mehr lange auf sich harren lassen. Indessen ist König Muanga noch immer sehr erbittert und scheint von dem einmal betretenen Wege nicht ablenken zu wollen. Weniger einsichtsvoll, lüsterner und grausamer den Fremden gegenüber als Mtesa, hat er bereits die meisten seiner hervorragenden Freunde geopfert, und doch verdankte er es zum Theil gerade ihnen, daß er nicht vom Throne gestoßen wurde. Nur zwei Leidenschaften sind die Triebfedern

seines Handelns: Habsucht und Furcht. In Bezug auf unsere Person hat er bis jetzt, wenigstens in unserer Gegenwart, noch nichts durchblicken lassen, woraus wir auf seine schlimmen Absichten schließen könnten. Hielte jemand in Bunoro den König in Schach, vielleicht würde er leutsamer und weniger tyrannisch. Es ist ein Unglück, daß er in leidenschaftlichem Zorn selbst gegen seine eigenen Interessen handelt. Er überwirft sich mit jedermann: Weißen, Arabern und Eingeborenen. Die Araber haben ihm unerschwingliche Auflagen zu bezahlen, er selbst schuldet ihnen mehrere Hundert Lasten Elfenbein; da er dieselben nicht beibringen kann, verschließt er ihnen den Weg nach Bunoro und verleidet ihnen gänzlich das Land.

Ich werde später versuchen, die Acten über unsere Blutzeugen zu sammeln; bis jetzt konnte ich nur wenige Einzelheiten

in Erfahrung bringen, da die Augenzeugen uns vorläufig noch keine directen Nachrichten über das Martyrium zu geben vermochten.

Als Ursachen der Verfolgung lassen sich die folgenden anführen. Erstens glaubt der König, welcher selbst von Religion nichts wissen will, nicht zugeben zu dürfen, daß jene, welche er seine Sklaven nennt, mehr davon verstehen als er. Von den Christen wähnt er sich verachtet seit dem Augenblicke, da er nicht gleich ihnen handelt. Außerdem sieht Muanga wohl ein, daß ihm die Annahme des Christenthums die Befriedigung seiner schändlichen Leidenschaften verbieten würde. Drittens endlich wollen weber der König noch die Großen des Landes es leiden, daß Gott und sein heiliger Cult die Stelle ihres Lubalis und des abergläubigen Götzdienstes einnehmen sollen.



Elfenbeinträger aus Buganda.

Bei dieser Stimmung bedurfte es nur eines äußern Anstoßes, um das Feuer der Verfolgung sofort anzufachen. Neue Aufregung brachte das Gerücht der Besetzung Ostafrika's durch die Deutschen, welche man hier mit allen Europäern verwechselt. Bestätigt wurde die Kunde durch das Eintreffen des englischen Bischofs Hannington, und zwar auf einem Wege, auf welchem die Bugandas, ich weiß nicht warum, von jeher den Einbruch künftiger Eroberer erwarteten. Hiermit verbanden sich die Vorgänge im Süden. Einem Deutschen Namens Fischer, welcher mit mehreren Hundert flintenbewaffneter Leute eintraf, wurde der Einlaß in Buganda verwehrt, so daß er sich gezwungen sah, der Ostküste entlang zu ziehen. Um dieselbe Zeit wurde eine Prinzessin Nalmasa, welche wir erst kürzlich

getauft hatten, zur Hüterin am Grabe des früheren Königs bestellt. Dieselbe wollte aber all' die abergläubischen Ceremonien, welche dort verrichtet wurden, nicht dulden und verbrannte die Amulette. Diese sog. Entweihung brachte den König und seine Großen in gewaltige Aufregung. Nalmasa und ihr Gatte Joseph, gleichfalls ein Neophyte, sollten verbrannt werden. Mittlerweile hatte der König auch einen jungen Page, Dionysius Sebuguao, aus der Familie des Ministers, überrascht, wie er seine Genossen im Katechismus unterwies. Wüthend verlangte der König nach seinem Schwerte und tödtete den Gelbknaaben. Dann beschied er den Minister zu sich und eröffnete ihm sein Vorhaben, alle Christen niedermeßeln zu lassen. Die Thore der königlichen Residenz wurden geschlossen und alle

Vagen Tags darauf vor den Herrscher beschieden. „Jene, welche wie die Weißen beten, sollen sich dorthin stellen,“ sagte Muanga. Augenblicklich verfügte sich der Häuptling von Kambizuanga an den bezeichneten Platz, und um ihn scharten sich seine Genossen. Der König ließ sie knebeln. Einige Tage später wurden die meisten auf dem Berge von Namugogo am Ufer des Sees verbrannt, die übrigen wurden niedergemetzelt.“

Südafrika.

Apostol. Präfectur Sambesi. Dem Briefe eines jungen Missionärs entnehmen wir die folgenden Nachrichten über die Arbeiten der Missionäre unter den Kaffern:

„Neben unseren Studien in Dunbrody beschäftigen wir uns eifrig mit der Bekehrung der Schwarzen. Wir haben zwei

Schulen, eine für die Knaben, eine für die Mädchen. Die erstere zählt freilich nur 16 Schüler; wir mußten nämlich mehrere ältere, welche bereits verstorben und eine immerwährende Gefahr für die anderen waren, entlassen, da dieselben keine Besserung hoffen ließen. Die Kinder werden auf Kosten der Mission unterhalten, nur müssen sie uns außer der Schule, je nach ihren Kräften, im Garten, in der Küche und sonst zur Hand gehen. Die meisten sind schon getauft und werden dieses Jahr die erste heilige Communion empfangen, die übrigen bereiten sich vor auf das Sacrament der Wiedergeburt. Jeden Morgen wohnen alle der heiligen Messe bei, öfters in der Woche haben sie Katechese, jeden Tag mehrere Stunden Unterricht, die andere Zeit widmen sie körperlichen Arbeiten; Abends ist gemeinschaftliches Gebet. Manche lernen ein Handwerk: sie werden



Am Ufer des Viktoria-Nyanza.

Schuster, Schmiede, Schreiner u. s. w. Die 10 Mädchen, welche fast alle getauft sind, stehen unter der Leitung zweier frommen deutschen Jungfrauen, die sich hochherzig dem Erziehungswerke widmen. Lehrerinnen und Kinder wohnen 10 Minuten von unserem Hause in einer kleinen Hütte. Täglich kommen sie zur heiligen Messe. In der Schule erhalten die Mädchen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, sowie in den verschiedensten Hausarbeiten. Auf diesen Schulen ruht zum großen Theile die Hoffnung der Mission. Gerne vertrauen uns die Eltern ihre Kinder an. Letztere bleiben bis zum 18. oder 20. Jahre. Gut unterrichtet und im Stande, ein Handwerk zu treiben, können sich die Knaben später mit christlichen Mädchen verbinden und tüchtige Familien gründen. Freilich erheischt das große

Kosten. Wie viel ließe sich thun, ständen uns nur halb so viele Hilfsmittel zu Gebote, wie den Protestanten. Außer diesen Kindern haben wir mehrere bereits katholisch getaufte Familien an uns gezogen. Sie zeigen alle guten Willen und religiösen Eifer. Trotz der Entfernung von unserer Kapelle kommen sie regelmäßig zu den heiligen Sacramenten. Sonntags um 8 Uhr ist Pfarrmesse für diese Gemeinde von Dunbrody. Während des Gottesdienstes singen unsere Schulkinder, nachher ist Unterricht in der Hottentotten- und Voersprache. Die Schwarzen, welche diese Sprachen nicht verstehen, werden besonders unterwiesen. Daneben besuchen wir die Bekehrten in ihren Hütten, um sie mit mehr Muße im Glauben weiter zu bilden und in ihrem ersten Eifer zu erhalten. Im Laufe des Jahres hatten

wir mehrere Tausen. Auf Allerheiligen empfangen wiederum sechs Knaben von 10—14 Jahren dieses heilige Sacrament. Zuerst hatten wir als Katechumenen nur eine sehr zahlreiche Kaffernfamilie. Ende August baten weitere neun Familien, sich gleichfalls auf dem Gebiete der Mission niederlassen zu dürfen. Sie gehören alle zu dem Stamme, welchen die Engländer wilde oder rothe Kaffern nennen, weil sie sich mit Ocker tätowiren.

Wegen der Entfernung von Dunbrody würde P. Rector gerne für ihre 40 Kinder eine neue Schule errichten lassen. Dieser Zuwachs nöthigt uns aber außerdem, eine hinreichend große Kapelle zu bauen; denn die alte aus Zinkblech ist viel zu klein und zu heiß. P. Dichamp macht sich voll Vertrauen an's Werk und hofft, bald aus der Colonie so viel Almosen beisammen zu haben, um die neue Kirche beginnen zu können. Wie Sie wissen, lieben die Schwarzen sehr die Musik. Hätten wir nur ein Harmonium für unsere neue Kirche, um die Feier des Gottesdienstes zu erhöhen! Das würde Eindruck machen und viele Wilden anziehen.

Die Station in Graaf-Reynet macht sehr gute Fortschritte. Leider konnte P. Welb in Europa keine Schwestern bekommen, und doch wären sie uns für die Ausbreitung des Glaubens so nothwendig. Deswegen beschloß der Pater, eine eigene religiöse Genossenschaft unter dem Schutze des heldenmüthigen Negerapostels Petrus Claver zu gründen. Gleich von Anfang an sollen die neuen Schwestern für ihre besondere Aufgabe: Krankendienst, christlichen Unterricht und Jugenderziehung, gebildet werden. Es haben sich bereits sieben Postulantinnen gemeldet, darunter die beiden deutschen Lehrerinnen von Dunbrody. Ihr Noviziat werden sie in Graaf-Reynet machen. Als Oberin wurde eine Convertitin, eine opfermuthige Frau, bestellt. Dieselbe widmete sich seit mehreren Jahren dem Krankendienste im

Abhangspital zu Grahamstown. Möge der selige Petrus Claver dieser neuen Genossenschaft seinen heroischen Geist mittheilen und ihr reiche Gnaden für das schwierige und mühsame Apostolat erslehen!"

In Tseni-Tseni (Fleischfontein) haben die Missionäre gleichfalls eine Schule eröffnet. Ein Weißer, Protestant, übergab dem P. Delplace beim Tode seine fünf Kinder. — Der Großmuth eines belgischen Wohltäters verdanken wir es, daß wir auch in Keiland eine neue Station errichten konnten. Unser Besitzthum ist reich an Bauholz und Steinen; Wassermangel steht nicht zu befürchten. Die Einwohner, sogen. 'Raw-Kafirs', sind ein prächtiger Menschengeschlag, zu denen die Protestanten noch nicht vordrangen. Als P. Welb und P. Frazer drei Tage unter ihnen zubrachten, erklärte sich ein Häuptling der Nachbarschaft bei seinem Besuche bereit, zu den Missionären ziehen zu wollen. Auch die Kaffern äußerten den Wunsch nach einer Missionsniederlassung. Zur Gründung eines Christendorfes werden die Wilden unter folgenden Bedingungen in unser Gebiet aufgenommen. Erstens müssen sie ihre Kinder in die Schule schicken, dann müssen sie aber auch selbst zur Kirche kommen und sich unterrichten lassen. Gegen Ende August machten sich P. Frazer, welcher der Kaffernsprache mächtig ist, und Br. de Sadeleer auf den Weg nach der neuen Station. Ihre Reise im Ochsenwagen dauerte 14 Tage. Neulich schrieb P. Frazer, er sei mit dem Bau eines Hauses und der Anlage eines Gartens beschäftigt. Bis jetzt wohnten sie in der Hütte eines Wilden und nährten sich von Fleisch und Mais. Die Schwarzen, sagt er, sind zwar Lügner und große Diebe, allein ich hoffe, daß das christliche Gesetz und die Gnade Gottes über diese verdorbenen Naturen siegen werde. Die Schule ist eröffnet, ein Häuptling schickt uns seine Kinder und bittet um die Erlaubniß, sich auf unserem Gebiete niederlassen zu dürfen.

Miscellen.

Eine Festfeier in der Indianermission der Plattköpfe.

In der Reservation der Plattkopf-Indianer wird auf der Station St. Ignatius alljährlich das Fest des heiligen Ignatius, des Patrons dieser Mission, mit großer Feierlichkeit begangen. Die Indianer, auf die das Christenthum und die Civilisation schon in recht erfreulicher Weise ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt, finden sich zu diesem Feste in großer Zahl ein, um den religiösen und anderen Feierlichkeiten beizuwohnen. Diese erwecken auch außerhalb des Missionsbereiches reges Interesse und ziehen jährlich zahlreiche Besucher herbei. In diesem Sommer wurde das Fest auf den Sonntag den 1. August verschoben. Samstag Abends traf der hochw. Herr Bischof Brondel von Helena ein, mit ihm Monsignore Straniero, der als päpstlicher Abgesandter das Cardinalsbiret nach Baltimore gebracht hatte, und noch eine recht zahlreiche Begleitschaft.

In der Mission hatte man in Erwartung dieser Gäste die Kirche auf's Schönste geziert. Bögen aus Tannenzweigen bildeten eine lange, allerliebste Allee, die zu dem Kirchenportale hinführte. Zu beiden Seiten knieten erfurchtsvoll die Indianer in zwei Reihen. Es waren mehrere Häuptlinge erschienen und sechs verschiedene Stämme auf der Station vertreten: die Kalispel, Hängeohren, Plattköpfe, Kootenai, Schwarzfüße und Cree. Ihre große Zahl, es waren deren über 1000, ihre sonderbare Kleidung, ihre ehrerbietige Haltung und ihre sym-

metrische Aufstellung machte auf die Ankömmlinge einen tiefen Eindruck.

Während der heiligen Messe am Morgen beteten die Indianer ihrer Gewohnheit gemäß laut ihre Gebete in der Kalispel-Sprache und empfangen wohl an 600 die heilige Communion. Um 10 Uhr feierte Monsignore Straniero das Hochamt. Der hochwürdigste Bischof Brondel hielt in englischer Sprache die Festpredigt, die P. Guidi den Indianern verdolmetschte, und zwar mit einer Fertigkeit, die für seine große Kenntniß der Kalispel-Sprache ein glänzendes Zeugniß ablegte. Nach Beendigung des Hochamtes ertheilte der Bischof etwa 100 Indianern, Knaben, Mädchen, Männern und Weibern, das Sacrament der Firmung. Die Messe wurde gesungen von einem Chöre von Indianermädchen, die von den barmherzigen Schwestern unterrichtet worden sind; der Gesang war sehr schön. Eine Musikbande von 15 Indianerknaben spielte einige Stücke mit überraschender Fertigkeit.

Das Festprogramm bot den Besuchern am Abend noch eine herrliche Unterhaltung. Gesang, Musik, Dialoge, Vorträge und andere Schulleistungen, Alles von Indianerknaben und Mädchen vorgetragen, wechselten in schöner Ordnung ab. „Zur Ehre sowohl der Kinder als der Lehrer muß man gestehen,“ sagt die Catholic Sentinel von Portland (Oreg.) vom 2. September 1886, „die Leistungen waren vorzüglich. Die Höhe der Civil-

sation, Erziehung und Ausbildung, die die Indianerknaben und Mädchen durch die edelmüthigen Anstrengungen der Schwestern und der Patres erreicht, ist für alle erstaunlich und möchte wohl die Augen derer öffnen, die da meinen, daß der Indianer zu nichts gut und daß es unmöglich sei, ihn der Barbarei zu entreißen."

In dem Colleg erziehen und unterrichten die Patres etwa 140 Indianerknaben, während in dem Convent der Schwestern 80 Mädchen ihre Ausbildung erhalten. Die Knaben werden in allen Zweigen, die zu einer guten Bildung und Erziehung gehören, unterrichtet. Viele von ihnen werden für verschiedene Handwerke herangebildet; zahlreiche Gegenstände legen Zeugniß ab für die Kunstfertigkeit dieser jungen Schreiner, Schmiede, Klempner, Sattler, Buchbinder etc. Einige sind auch recht tüchtige Setzer in der Missionsdruckerei. Die Mädchen erhalten neben der gründlichen christlichen Erziehung Unterricht in Musik, Stickerie, im Nähen und Kochen. Sowohl Knaben als Mädchen erlernen auch fremde Sprachen. Jedoch macht der Widerstand, den die Eltern einer Erziehung ihrer Kinder entgegensetzen, es schwer, die Kinder lange in der Schule zu behalten. Dieses ist denn auch eines der größten Hindernisse, denen die Missionäre hier begegnen. Indessen zeigen die glücklichen Ergebnisse, welche ihr Unterricht erzielt, daß ihr Eifer erfolgreich gegen dieses zähe Vorurtheil der erwachsenen Indianer ankämpft.

Mit großem Interesse besichtigten die Gäste alle Gebäulichkeiten der Mission, so das alte Blockhaus, in dem P. De Smet wohnte, als er vor 40 Jahren die Mission gründete; die enorme Scheune, wozu wegen des beschwerlichen Transportes jener Tage die Nägel allein 2000 Mark gekostet; die gut erhaltene, geräumige Kirche, das erste Gotteshaus in Montana, im Jahre 1856 erbaut; das Colleg, die Werkstätten etc.; ebenso wurde das Pensionat der Schwestern besucht, und zog ihr schöner Obstgarten mit den reichbeladenen Äpfel- und Pflaumenbäumen und süßen Beeren die verdiente Aufmerksamkeit auf sich; „kurz, Alles machte," um die Worte obengenannter Zeitung zu gebrauchen, „daß die Stunden entflohen in angenehmer Unterhaltung und in dem Besichtigen der interessanten Missionseinrichtung. Man möge nur die Mission besuchen und sich persönlich von deren zweckmäßiger Anlage überzeugen."

Statistik des apostol. Vikariats der Sandwich-Inseln.
Am 1. Mai 1885 hatte das durch die Congregation der heiligsten Herzen Jesu und Mariä gegründete apostol. Vikariat der Sandwich-Inseln folgenden Personalbestand: Msgr. Hermann Koefemann, apost. Vikar; 23 Priester und 6 Laienbrüder aus der genannten Congregation; 24 Schwestern und 2 Novizinnen aus der Congregation der heiligsten Herzen; 16 Schülbrüder aus der Societé de Marie und 10 Franziskanerinnen für die Spitäler.

Die Mission zerfällt in 20 Missionsdistricte mit zusammen 84 Kirchen und Kapellen, von denen 15 in Stein, alle übrigen in Holz aufgeführt sind. Nennen wir die einzelnen Districte.

Auf der Insel **Oahu** sind 4 Districte: 1. Die Hauptstadt Honolulu mit der 1843 gegründeten Kathedrale, 3 Ordenskapellen und den Kapellen der Stationen Moikiki und Kaliki, zusammen mit 4310 Katholiken; 2. Ewa mit 1 Kirche, 3 Kapellen und zusammen 280 Katholiken; 3. Waianā mit 1 Kirche, 2 Kapellen und zusammen 660 Katholiken; 4. Koolau mit 1 Kirche, 4 Kapellen und zusammen 487 Katholiken.

Auf der Insel **Maui** sind 5 Districte: 1. Homa mit 3 Kirchen, 2 Kapellen und zusammen 1056 Katholiken; 2. Koolau mit 3 Kapellen und zusammen 80 Katholiken; 3. Bahaina mit 1 Kirche, 5 Kapellen und zusammen 554 Katholiken; 4. Wailuku mit 1 Kirche, 2 Kapellen und zusammen 1819 Katholiken; 5. Makawao mit 2 Kapellen und 434 Katholiken.

Auf der Insel **Kauai** sind 2 Districte: 1. Hanalei mit 2 Kapellen und zusammen 1600 Katholiken; 2. Koolau mit 2 Kapellen und zusammen 600 Katholiken.

Auf der Insel **Hawaii** sind 8 Stationen: 1. Nord-Kona mit 2 Kirchen, 3 Kapellen und zusammen 465 Katholiken; 2. Süd-Kona mit 6 Kapellen und zusammen 346 Katholiken; 3. Waimea mit 3 Kapellen und zusammen 498 Katholiken; 4. Kohala mit 2 Kapellen und zusammen 619 Katholiken; 5. Hilo mit 1 Kirche, 5 Kapellen und zusammen 3176 Katholiken; 6. Puna mit 3 Kapellen und zusammen 211 Katholiken; 7. Hamakua mit 1 Kirche, 4 Kapellen und zusammen 1229 Katholiken; 8. Kau mit 3 Kirchen, 4 Kapellen und 1920 Katholiken.

Auf der Insel **Molokai** endlich befindet sich der eine gleichnamige District mit 1 Kirche, 6 Kapellen und zusammen 761 Katholiken.

Die Gesamtzahl der Katholiken des apostol. Vikariats betrug im Mai 1885 also **21 105**. Unter den Missionären befinden sich die folgenden Deutschen: der hochwürdigste apostolische Vikar Msgr. Koefemann aus der Diöcese Münster (Hono-lulu); P. Cornelius Limburg aus der Diöcese Trier (Waianā); P. Wendelin Möllers aus der Diöcese Paderborn (Koolau auf Oahu); P. Rupert Lauter aus der Diöcese Trier (Homa); P. Ansgar Jung aus Bayern (Koolau auf Maui); P. Columban Veissel aus der Diöcese Trier (Makawao); P. Emmeran Schulte aus der Diöcese Paderborn (Nord-Kona).

Die Schwestern der christlichen Liebe in Nordamerika.
In Pennsylvanien, einem der fruchtbarsten und anmuthigsten Länder der Erde, am obern Susquehannah, zwischen waldigen Bergen, auf einem freundlichen, die Stadt Wilkesbarre beherrschenden Hügel, steht ein prächtiger Bau; seine Front ziert eine kunstvoll gearbeitete Statue der unbefleckten Jungfrau, über dem Haupteingange liest man die Inschrift: Malinckrodt-Convent. Das ist das Mutterhaus und Noviziat der Genossenschaft der Schwestern der christlichen Liebe. Die Zahl ihrer Mitglieder beträgt gegenwärtig 320; dieselben besorgen eine „Akademie" und 40 Volksschulen mit 8270 Kindern. Pauline Malinckrodt, die Schwester des berühmten Abgeordneten, ist bekanntlich die Stifterin dieser Congregation. Während der verewigte Hermann v. Malinckrodt im Reichstage zu Berlin für die Sache der Wahrheit, der Freiheit und des Rechtes Alles in die Schanze schlug, stiegen im October des Jahres 1873 die ersten Gefährtinnen seiner edlen Schwester Pauline im Hafen von New-York ans Land. Allein wie viele und große Schwierigkeiten stellten sich nun entgegen! Ohne hinreichende Vorsehrungen, ohne genügende Mittel, unbekannt mit allem, selbst der Sprache des neuen Landes, fremd und rathlos standen sie da. Doch die Vorsehung hatte schon Alles vorbereitet. Es fand sich bald ein kundiger Führer, ein treuer Freund, ein großmüthiger Wohlthäter in der Person des hochw. Pf. Nagel in Wilkesbarre. Father Nagel gehört zu den verdienstvollsten und ehrwürdigsten Pionier-Priestern Nordamerikas. Während

einer Reihe von beinahe 30 Jahren hat dieser seeleneifrige Priester nicht nur die Hitze, sondern auch die Kälte und alle Mühen des Tages getragen. Wie viele Gemeinden, Kirchen und Schulen hat er nicht ins Dasein gerufen! Bei Tag und Nacht, in Sturm und Regen, über Berg und Thal, zu Fuß und Pferd zog Father Nagel von einem Ende der Alleghany-Thäler bis zum andern, um besonders unter den Deutschen die katholische Religion zu erhalten und auszubreiten. Dieser allbekannte und allverehrte Mann war es, der mithelfen sollte und konnte. Daß er es auch wirklich gethan, ist jedermann bekannt. Die St.-Nikolaus-Gemeinde zu Wilkesbarre war also der Boden, in den der Ableger gepflanzt wurde. Es ist wahr, die Schwestern hatten während der ersten 4 Jahre mit engen Miethsräumen sich zu begnügen. Darin beteten sie und arbeiteten und hofften in Schweigen; es ging alles bescheidenlich her, aber es fühlten sich doch alle recht glücklich. Bald kamen junge Amerikanerinnen und baten um Aufnahme; aus Deutschland kam Verstärkung, und so entstand das Noviziat. Es

bauerte nicht lange, da verlangten andere Priester die Schwestern für ihre Schulen, so der hochw. Herr Pf. Köper in Williamsport, Schelle in Scranton, Vornemann in Reabing. Während der nächsten Jahre mußte man zu einem Neubau schreiten. Im Jahre 1878 zogen die Schwestern hinaus auf den Hügel. Die Zahl der Schulen hatte sich indeß bis auf 20 vermehrt, und jetzt beläuft sie sich auf 40 mit 8270 Kindern. Welch ein Segen für Land und Volk! Die Grundlage, das Gedeihen, das ganze Wohl und Wehe der Familie, der Gemeinde, des Staates und des gesammten Volkes beruht auf der Erziehung der heranwachsenden Generation, und diese liegt zuerst und hauptsächlich in der Hand der Volksschule. Die Volksschule ist ein Kind der katholischen Kirche; daher jene beständige Wachsamkeit, jene mütterliche Fürsorge und Vorliebe für die Schulen des Volkes. Und an der Verwirklichung dieser herrlichen Aufgabe wirkt die Genossenschaft der Schwestern der christlichen Liebe mit Eifer, Treue und Aufopferung nun schon 12 Jahre mit. Welch herrlicher Beruf!

Für Missionszwecke.

Für die dürftigsten Missionen:		Markt.	Für die Missionen in Afrika:		Markt.	Für den Verkauf und Unterhalt von Heidenkindern:		Markt.
Von Fr. Berberich in Notenberg	10.—		Von Ungenannt, durch Hofkaplan Büchel in Schaam	795.—		Von M. M., St. Johann a. d. Saar	3.—	
" J. M. R.	30.—		Durch den „Leo“ in Paderborn	14.60		Durch die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	91.—	
" mehreren Wohlthätigern der Pfarrei Volla-	60.—		" den „Sensboten d. göttl. Herzens Jesu“	100.—		" das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	44.10	
" Freiherrn A. v. Linden in Windhor	101.90		" in Innsbruck	15.—		Für den Kindheits-Feu-Berein:		
" einem Dienstmädchen	241.72		" den „Christl. Pilger“ in Speyer	104.—		Von den Kindern der St.-Donatus-Gemeinde	61.50	
" Ungenannt	14.—		Für notleidende Missionspriester zur			" Rev. Dr. Jäger, Jettefien, Wis.	1.45	
" Franz Körtner in Neusäß, Ungarn	7.94		Verfolgung von hl. Missionen:			" Kaplan Frantsmann in Otercappeln	14.—	
" Jesu, misericordia"	50.—		Von Fr. A. Weber, Hfr. Hohenried	104.—		" Oberkaplan Frank in Ratibor	67.70	
Von Ungenannt: „Zum Troste der armen	3000.—		" Hfr. Dittmeyer in Kneggau	12.—		" G. G. Gichtlitz	20.—	
Seelen"	400.—		" M. Zebler in Rendsburg	30.—		" J. Neumann in Nibelberg	3.—	
Durch A. R. M.	2.—		Aus Rembe	67.—		" Hfr. Wahl in Nidderheim	3.—	
Von Alice Gbdeke in Gbeleben	5.—		Von Ungenannt, durch Hofkaplan Büchel in	795.—		Durch B. M. in Myslowitz	1.—	
" Ungenannt	10.20		Schaam	60.—		Von den Franziskanerinnen von St. Lukas, Ja.	53.30	
" Maria Giff" aus Whireling, W. Ba.	5.70		" Jesu misericordia"	50.—		Aus Calvary, Wis.	12.30	
" Von Kaplan Frantsmann in Otercappeln	7.—		Für die Missionen in Afrika:			Für den Franziskus-Kabernus-Berein:		
" Daniel Kempf in Calvary, Wis.	12.30		Von Jul. Schöfers in Gabe	5.20		Von Kaplan Frantsmann in Otercappeln	17.—	
" In honorem s. nominis Jesu", von B. G.	95.30		" J. Schöfers, Kaplan in Biersen	10.—		" J. Neumann in Nibelberg	3.15	
Von Coop. Wagner in Altheim	65.—		" J. M. Ravensburg	3.—		Für den Bonifatius-Berein:		
" Hfr. Schneider in Klingenberg	50.—		Durch die Paulinusbrüder, Trier	40.80		Von Kaplan Frantsmann in Otercappeln	2.50	
Durch den „Leo“ in Paderborn	21.—		Sallingsberg: Jubiläumsoffer	15.—		Jubiläumsoffer der Stadtpfarrei St. Nicola	50.—	
" B. M. in Myslowitz	12.—		Durch Schwester Margarita in Gmlab	44.20		Von Oberkaplan Frank in Ratibor	10.25	
" den „Christl. Pilger“ in Speyer	110.85		Aus Wessen in Wahren	8.—		" Hfr. Schneider in Klingenberg	23.—	
Für die Missionen in China, Tongking			Von Rev. F. S. Mombout, M. J. Ex voto:	300.—		Durch B. M. in Myslowitz	1.—	
und Annam:			" Suavisimum cor Jesu, exaudi deprecationem meam!"	41.—		Für Postlauf und Unterhalt von Heiden-		
Von Audio, Friedrich in Wolfmannshausen	8.—		" Hfr. Schneider in Klingenberg	40.—		kindern:		
" 7 in Hohenzollern	8.—		Durch den „Leo“ in Paderborn	13.15		Von Hfr. Aloisia Engel in Schloß Zell	22.—	
" Ungenannt	103.42		" den „Sensboten des göttl. Herzens Jesu“	371.70		" einer Krippe, durch Kaplan Körpel in	12.—	
" Louise Mairet auf Villa Scaramanger	100.—		" in Innsbruck	498.85		Schloß Zell	21.—	
Jubiläumskränze aus Neustadt, O. Schf.	9.55		" den „Schief. Volkszeitung“ in Breslau	5.—		" M. A. aus Glas	10.—	
Von B. M. in Altheim	12.—		" die „Christl. Pilger“ in Speyer	87.—		" Th. H. in Rengsdorf	20.60	
" Jof. Kobernegg in St. Florian	40.—		" die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	10.—		" Rev. M. B. Klemper in Altheim, Hfr.	21.—	
" Hfr. Meisel in Hochheim	4.80		Für die Jesuiten-Mission am Sambesi	160.—		" Ungenannt, Dornmund	20.60	
" Hfr. Schneider in Klingenberg	153.60		(Sudafrika):	28.70		" Pfarre Wahl in Nidderheim	21.—	
Durch den „Leo“ in Paderborn	5.—		Von Hfr. Klein in Fiechingen	25.—		Coop. Wagner in Altheim	64.—	
Aus Feldkirch	3.—		" Vent sancto spiritus"	8.—		Durch J. A. Bichler aus Döllitz	103.—	
Durch den „Sensboten des göttl. Herzens Jesu“	4.80		Von F. A. Mengen	54.50		Für Postlauf und Unterhalt von Heiden-		
" in Innsbruck	3.30		Durch die „Schief. Volkszeitung“ in Breslau	28.70		kindern:		
" die „Schief. Volkszeitung“ in Breslau	3.20		Von Rev. F. Kitz, A. J. in Cleon, Hfr.	25.—		Von Ungenannt in M. a. d. S.	200.—	
Von M. M., St. Johann a. d. Saar	5.—		Für die Missionen in Nord- und Süd-	30.—		" A. F. Meißel, Bordenone	4.—	
" R. A. B. S.	3.—		Amerika:	8.—		Aus Rothalmünster	80.—	
Durch die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	40.—		Von Hfr. Stein in Sigen (für San Leopoldo)	25.—		Durch Rev. G.	24.80	
" das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	5.—		" den Barnbergischen Brüdern in Seiff	30.—		Pro Papa:		
Für die orientalistischen Missionen:			" Hfr. Meisel in Hochheim	8.—		Durch Bifar Sinnemann in Haltern	10.—	
Aus Weich	5.—		Für die Mission in Marientfeld, Texas	4.—		Von Oberkaplan Frank in Ratibor	5.—	
Von F. A. Mengen	3.—		(Nordamerika):	97.75		Durch B. M. in Myslowitz	5.90	
Durch den „Leo“ in Paderborn	3.30		Durch den „Christl. Pilger“ in Speyer	21.30		" die „Deutsche Reichsztg.“ in Bonn	1.10	
Aus Feldkirch	75.—		Für die Missionen auf den Sandwiche-			Für verschleiene Zweide:		
Durch die „Schief. Volkszeitung“ in Breslau	4.—		Iseln:	5.—		Von Ungenannt	8.30	
Von M. M., St. Johann a. d. Saar	7.—		Für die Missionen in Australien:	12.—		" F. A. Mengen	4.—	
" R. A. B. S.	17.80		Durch Bifar Sinnemann in Haltern	24.80		" Margat, Rast in Samia	12.10	
Durch den „Christl. Pilger“ in Speyer	38.—		Von R. A. B. S.	30.—		Durch den „Leo“ in Paderborn	11.40	
" das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	12.—		Durch den „Christl. Pilger“ in Speyer	24.80		" den „Sensboten d. göttl. Herzens Jesu“	11.40	
Für die notleidenden Priester in St-			Für die Nordischen Missionen:			" die „Schleffische Volksztg.“ in Breslau	247.20	
birien:			Von G. Hübner, Hfr. in Mittenberg	80.—		" P. Jacobus B. Schubert, Kaplan in	60.91	
Von Ungenannt zu Meßstipendien	500.—		Aus Feldkirch	14.99		Dobran	60.91	
" Hfr. Feyrenbach in Etlach	5.—					" B. M. in Myslowitz	20.—	
						" den „Christl. Pilger“ in Speyer	46.—	

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Theilhaber der Herber'schen Verlagshandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. März 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.